

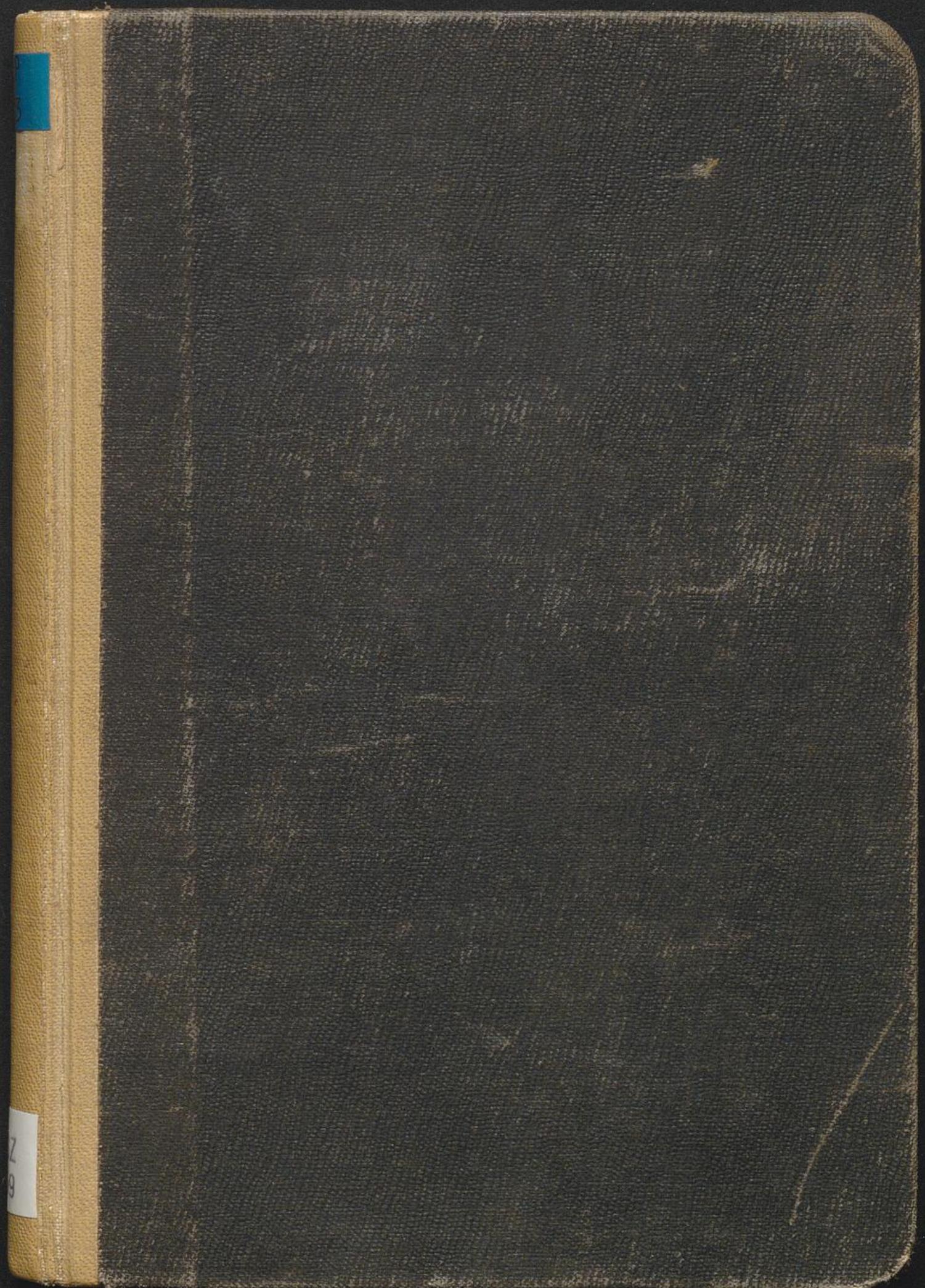


**Luftschiff 13**

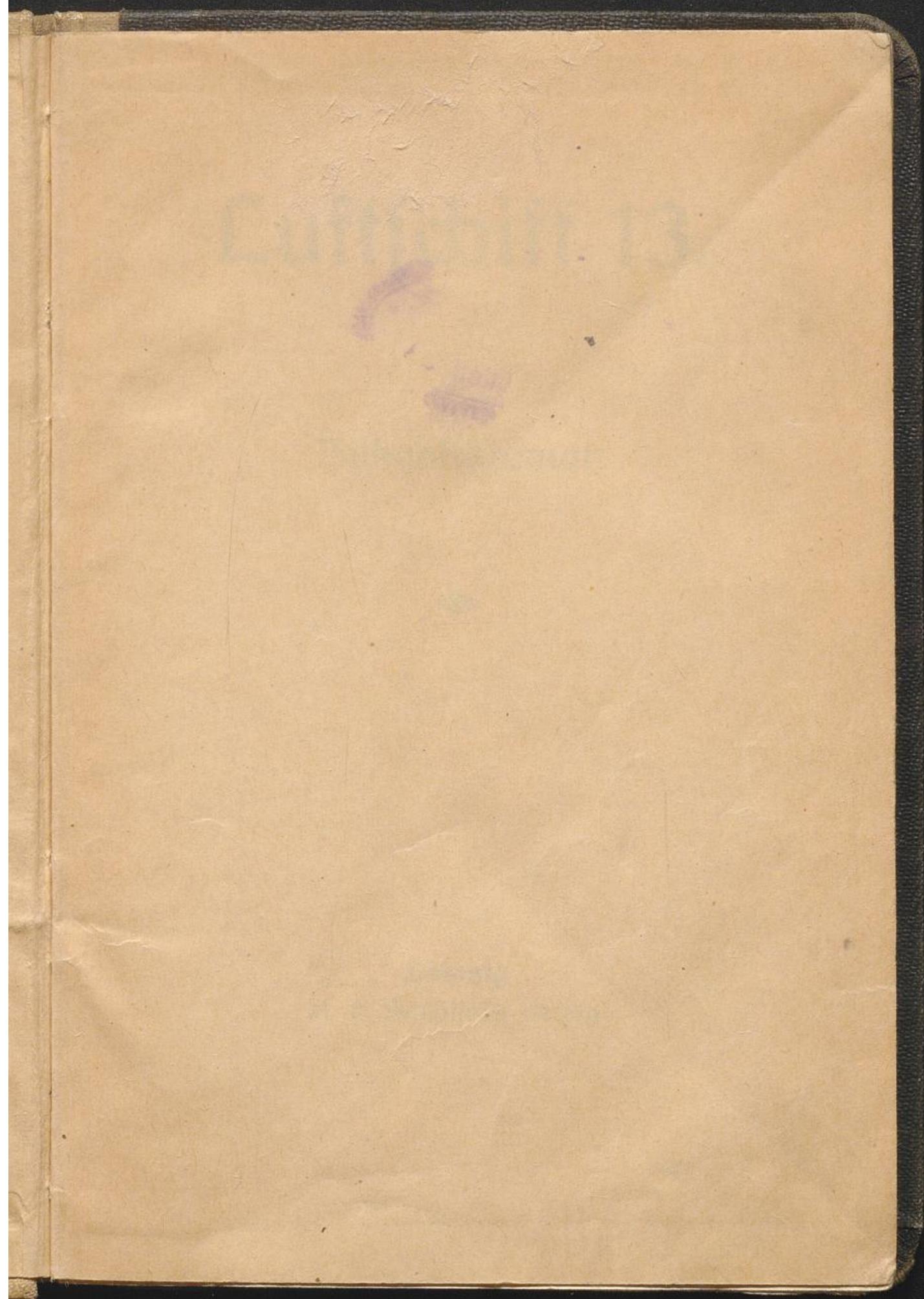
**Leipzig, [1908]**

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84051](#)









# Luftſchiff 13.

Ein  
Zukunftsroman



Leipzig  
A. F. Schlöffel's Verlag.

03

SZ

759



89/8-59

## I.

## Schatten im Sereth-Tal.

Am Wege von Galatz nach Braila, westlich vom Bahnhofe Barbosch, liegt ein gewaltiges, dräuendes Wallwerk, das einst die Legionen Kaiser Trajans in harter Arbeit aufstürmten. Staunend betrachtet der Reisende die ungeheuern, grün bewachsenen Terrassen, die sich nach Norden abflachen und nach dem Serettal zu von steilen Wällen verstärkt werden.

Man hatte es in Rumänien noch nicht verstanden, diese Ehrfurcht gebietenden Reste vergangener Zeiten irgendwie nutzbar zu machen, obgleich sie förmlich zur Anlage eines Forts einluden. Das unter König Karls Regierung emporblühende Rumänien hatte noch soviel andere Dinge nachzuholen, daß zuvörderst eine Befestigung dieses strategisch so wichtigen Punktes unterblieb. Nur Schatzgräber fanden sich zuweilen ein, denn es ging die Sage, daß die Römer bei ihrem Abzuge unter Kaiser Aurelian hier wertvolle Schätze vergraben und nicht wieder gehoben hätten.

Erst als im Jahre 1911 Rumänien Österreich einverlebt wurde, gelang es deutschem Unternehmungsgeiste, die stillen Römerschanzen der Industrie nutzbar zu machen. Die Firma Baumann & Küster erwarb das Terrain und erbaute eine größere Eisengießerei, in der allerlei Gebrauchs- und Kunstgegenstände hergestellt wurden. Kundige Techniker hatten gerade diesen Platz ausgewählt, weil sich hier vorzüglich die Lichtmotore aufstellen ließen, die zum Antriebe der Maschinen und zur Erzeugung elektrischer Kraft gebraucht wurden. Diese erst vor kurzem erfundenen Apparate bestanden aus einem System von Spiegeln, welche das Licht in besonderer Weise auf empfindliche Thermosäulen konzen-

trierten. Da außer der Bahn auch die große Staatschausee vorbeiführte, und die beiden großen Nachbarstädte stets Bedarf hatten, so rentierte sich die Fabrik vorzüglich.

Als Arbeiter hatte man grundsätzlich nur Deutsche angestellt. Die Rumänen waren nicht zu gebrauchen, und obendrein zeigte sich in letzter Zeit eine auffällige Erbitterung und ein stiller Widerstand gegen alles, was aus Deutschland und Österreich kam, das man lieber von der Verwendung einheimischer Arbeiter absah. Die „deutsche Kolonie“ bestand aus mehreren Reihen reizender, villenartiger Häuschen, die in nächster Nähe der Anlagen malerisch zwischen den Gebüschen der altrömischen Wälle gruppiert waren. Von den Höhen bot sich eine Ausicht, die jeden Naturfreund entzücken mußte.

Wie eine Trinkschale aus grünflimmerndem Glase bietet sich das weinreiche Serethal dar und wie ein silberner Rand faßt es die Donau ein. Gleich wunderlichen Kulissen ragen in der Ferne die Berggipfel der Dobrudtscha empor; zwischen den blendend weißen Wolkenballen ziehen majestätisch die Adler ihre Kreise. Vom Bahnhofe Barbosch aus friecht langsam ein Zug wie ein Spielzeug dahin, die lange Seretbrücke überschreitend und den fernen Kuppeln und Türmen des genüßfreudigen Braila zustrebend. Kein Geräusch störte die feierliche Stille; es war Sonntag und die Arbeit ruhte.

Den wohlgepflegten Pfad zur Staatschausee schritten ein junger Mann und ein Mädchen hinunter. Es waren die Kinder des Werkmeisters Nord, die das herrliche Wetter zu einem Spaziergange verleitet hatte. Sie waren am Fuße des Wallwerkes angekommen, als ein Schuß sie aufhorchen ließ. Das Mädchen fuhr erschreckt zusammen, aber der Bruder beruhigte sie sogleich.

„Das war niemand anders, als Herr Baumann,“ sagte er, „Du brauchst keine Furcht zu haben.“

„Ich weiß nicht, Karl, aber ich bin in letzter Zeit überhaupt so unruhig. Mir ist immer, als müsse etwas Schlimmes eintreten. Die Leute stehen soviel zusammen und

zeigen finstere Gesichter, und die Kinder rufen uns Deutschen Schimpfwörter nach . . .“

„Obgleich sie alles, was sie haben, der deutschen Regierung verdankten! Mit welchem Undanke haben sie ihren treuen Fürsten Karl gelohnt! — Aber was sollen wir uns mit diesem Gerede die Stimmung verderben! Sieh, da kommt Herr Baumann aus dem Gebüsch. Er hat wohl wieder mit seiner Browning nach Reihern oder Pelikanen geschossen. Das ist kein Fehler, wenn man sich hier für alle Fälle im Pistolenschießen übt . . . Guten Tag, Herr Baumann!“

„Guten Tag zusammen“, gab der leutselige Chef zurück. „Na, wollen Sie einen kleinen Spaziergang machen?“

„Ja, wir wollten ein wenig nach Galatz hinunter. Anna sieht das Zigeunerlager so gerne und möchte mal die „blaue Donau“ spielen hören . . .“

„Wie gehts, Fräulein Anna? Was macht der Verlobte? Hat er wieder geschrieben?“

„Ja, gestern, Herr Baumann,“ sagte das Mädchen, die Augen niederschlagend, „es geht ihm gut, aber er hat wenig Zeit. Die Russen, schreibt er, seien rein zu nichts zu gebrauchen, und alle Arbeiten müßten die Mechaniker tun. Die Soldaten seien oft uneinig, und es sei schon vorgekommen, daß sie sich weigerten, in die Luftschiffe zu steigen. Rudolf schreibt, daß ihm die Unordnung alle Freude an der Arbeit verderbe und er froh sein werde, wenn seine Zeit um sei.“

Der Verlobte des Mädchens, Rudolf Hallenberg, war an der Luftschiffwerft zu Sewastopol angestellt. Es hatte unter den europäischen Mächten vieles Kopfschütteln erregt, als Rußland 1912 mit überraschender Plötzlichkeit in der ehemaligen Festung eine Werft und Übungsstelle für Kriegs-luftschiffe starren Systems anlegte. Man munkelte allerlei Pläne, welche der wieder erstarkte Zarenstaat im Auge habe, und angesichts der herausfordernden Haltung Rußlands hatte der deutsche Reichskanzler den Auspruch getan: „Es ist eigentlich unverständlich, daß man früher immer geglaubt hat, ein Zusammenstoß Englands und Deutschlands müsse in ab-

sehbarer Zeit eintreten und einen Weltkrieg zur Folge haben; — nein, wenn einmal die Kriegsflamme durch die europäischen Lande rasen sollte, so wird sie sich an der ewigen Glut auf dem Balkan entzünden, wo sich von jeher vier Staaten mit schußfertigem Gewehre gegenüberstehen. Die Lösung der alten „orientalischen Frage“ scheint in nächste Nähe gerückt zu sein, und ich beginne zu fürchten, was man schon seit dreihundert Jahren vorausgesagt hat, daß ihre Lösung weniger den Bosporus, als die Donau röten wird. Sollte es dazu kommen, so werden wir nicht, wie unsere Vorfahren, behaglich zusehen, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen,“ sondern aufs entschiedenste durchsetzen, daß die berechtigten Interessen Deutschlands und seine durch die Freundschaft der Pforte stets wachsenden Beziehungen keinerlei Einbuße erleiden.“

Doch schien die Luftflotte Russlands nach späteren Nachrichten alles andere als imponierend zu sein. Undisziplin, Nachlässigkeit und Mangel jeder Erfahrungen taten das ihre, so daß die russischen Luftkreuzer bald die Zielscheibe der europäischen Witzblätter wurden. Als zum Beispiel gleich zu Anfang das mit einem Kostenaufwande von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Rubel erbaute „L. 4“, dessen wirkliche Herstellungskosten kaum ein Drittel betragen hatten, in den Bergen der Krim jämmerlich scheiterte, wollten Spötter als die Ursache feststellen, daß die Besatzung das Benzin ausgetrunken habe und die Motoren versagen müssten. Natürlich war das nur eine böswillige Uebertreibung, aber sie kennzeichnete doch, welche Meinung man von den russischen Luftsoldaten hatte. —

Herr Baumann sprach ähnliche Gedanken aus; als man aber die Chaussee erreichte, brannte die Sonne so warm auf die schattenlose Straße hernieder, daß man von selbst die hohe Politik ruhen ließ.

„Heute wirds aber heiß!“ sagte der Fabrikant. „Das ist wohl für unsere Lichtmotoren gut, aber für uns arme Sterbliche ein wenig reichlich. Jedesmal ärgert mich auch diese Gemeinheit, daß alle jungen Bäume, die ich hier anpflanzen

ließ, nachts abgeschnitten werden . . . Wenn es Ihnen recht ist, gehe ich ein Stückchen mit. Mir tut überhaupt Bewegung not. Ganz nach Galaž zu gehen, würde ich nicht raten, denn, wie ich soeben höre, regen sich die Leute dort wieder unnötig auf . . Erst die Geschichte mit den Juden und jetzt wieder so ein Trödel beim Kirchenbau. Ruhiges, zielbewußtes Arbeiten scheint man hier nicht zu kennen. Das verstehen nur die Juden oder die noch viel schlaueren Griechen, die mit einer Apfelsinenkiste ihre Laufbahn beginnen und oft genug als Millionäre aufhören.“

„Kann ich erfahren, was es gibt?“ fragte Karl Nord.

„Wissen Sie, was nach den Vorschriften der griechisch-katholischen Religion zu geschehen hat, wenn beim Bau einer Kirche ein Arbeiter verunglückt?“

„Nein. Vielleicht eine besondere Feierlichkeit?“

„Das nicht, aber vom Tage des Unglücks an hat der Bau sieben volle Jahre still zu liegen und keinen Tag weniger!“

„Was Sie sagen!“ fuhr Nord auf. „Das ist ja kaum denkbar . . . und im Grund paßt es doch vorzüglich zu den ganzen hiesigen Zuständen. Sieben Jahre! Und wenn es nun der Zufall will, das ein Zweiter verunglückt?“

„Dann bleibt der Bau noch einmal sieben Jahre liegen. Jawohl! Bei der Kathedrale in der Strada Sf. Michael sind drei Arbeiter verunglückt, und die Arbeiten sind 21 Jahre lang ausgesetzt worden, so daß nachher kaum noch eine Ruine übrig war.“

„Das ist aber stark!“

„Nun hat die österreichische Baugesellschaft natürlich keine Zeit, sieben Jahre zu warten. Streikende Arbeiter wurden entlassen, andere angestellt, die man aus Österreich kommen ließ und gegen die Kontraktbrüchigen vorgegangen. Darob große Empörung!“

„Ein Glück, daß wir nicht auf „einheimische Arbeiter angewiesen sind, sonst könnte uns möglicherweise etwas Aehnliches passieren.“

„Sicher! Wer will alle diese Vorschriften und Gebräuche kennen! Sehen Sie, da hinter uns kommt ein Landgeistlicher und hat einen russischen Popen bei sich. Woher nur alle diese Russen kommen! Früher sah man kaum einen von ihnen, jetzt trifft man sie überall.“

Die Genannten kamen raschen Schrittes heran, und da die Deutschen einen gemächlichen Spaziergängerschritt innehielten, waren sie bald überholt.

Der Landgeistliche trug die gewöhnliche Bauerntracht, hohe, schmutzige und staubbedeckte Stiefel und eine Art Tschacko; sein vornehmerer Kollege ging in einem weiten, violetten Gewande einher. Beide trugen lange, wohl gepflegte Bärte. Als sie sich den Deutschen näherten, unterbrachen sie ihr hastig geführtes Gespräch und warfen ihnen wenig freundliche Blicke zu. Die beiden Männer grüßten, aber sie erhielten kaum eine Antwort. Hastig schritten die Geistlichen weiter, rasch und leise redend, wobei sie mit der einen Hand gewohnheitsmäßig durch ihren Bart fuhren und mit der anderen ununterbrochen gestikulierten.

„Na, wieder grüßen hätten sie eigentlich können,“ meinte Baumann, „doch was kann man von Leuten, die kaum lesen und schreiben können, anders erwarten, als blinden Haß! Für sie sind wir nur Eindringlinge, und sie vergessen völlig, daß sie der neuen Regierung verdanken, überhaupt Gehalt zu bekommen, denn früher mußten sie sich von den Bauern ernähren lassen.“

„Trotzdem sind sie keine zu unterschätzenden Feinde“, bemerkte Nord, „denn sie beherrschen das Volk in einer Weise, daß sie wohl alles durchsetzen können, was sie ernstlich wollen.“

Baumann drehte sich gewandt eine Zigarette, brannte sie an und blickte den Herden zu, die links und rechts vom Wege weideten. Am hochragenden Arme des Ziehbrunnens lehnte ein zerlumpter Hirt und wärmte sich an der Sonne.

„Die Hitze nimmt immer mehr zu,“ meinte der Fabrikant. „Fräulein Nord, wird es Ihnen nicht zu warm? Wir können

nachher in der Tarçma, der Schenke einkehren. Bis Galatz gehen wir ja doch nicht, und wenn Sie Zigeunermusik hören wollen, so wird die Schenke der richtigste Platz sein. Auch kann man da die interessantesten Studien machen."

Er wies dabei auf eine Baumgruppe, die geradeaus in kurzer Entfernung lag. Man sah durch das staubbedeckte Grün die Fachwerkwände eines Gebäudes schimmern und unterschied hohe Stangen, auf denen Raben saßen. Eine bläuliche Rauchwolke kräuselte über dem Ganzen empor, durch die Sonnenstrahlen niedergedrückt und von der Glut der Herdstelle zitternd.

„Aber etwas schmutzig wird es dort sein," sagte Nord.

„Wir werden uns doch wohl nicht in die Spelunke setzen wollen! Bewahre! Wir nehmen draußen unter den grünen Bäumen Platz, lassen uns roten Serethwein bringen und Czardas vorspielen . . . Sie sollen sehen, Fräulein Nord, es wird noch ganz nett werden. Weiter wollen wir doch nicht gehen und was sollen wir in dem finsternen und staubigen Galatz? Verderben wir uns den Nachmittag nicht unnötig."

Nord warf seine Zigarette weg. „Das Rauchen ist bei der Hitze kein Vergnügen und diese Dinger trocknen einem den Gaumen noch mehr aus. Nicht einmal eine vernünftige Zigarre kann man in dieser Gegend bekommen!"

„Sie sagen ja gar nichts, Fräulein Nord," bemerkte Baumann nach einer Weile. „Machen Sie sich nur keine Gedanken über das, was wir vorhin redeten. Ob hier Misstimmung herrscht oder nicht, kann uns egal sein, denn die Leute sind hier nicht zufrieden, wenn sie nicht etwas zu fehlen haben. So ist es immer gewesen und so wird es auch bleiben. Horchen Sie lieber einmal!"

Langgezogene, flagende Geigentöne, mit meisterhafter Technik den Instrumenten entlockt, ließen sich hören. Klagend, schwermüdig zogen sie über die braungebrannte Landschaft. Dann schlug die Stimmung plötzlich um, und

eine wilde, feurige Melodie, die die Schritte der Zuhörer beschleunigte und ihre Augen erglänzen ließ, erscholl . . .

Unter dem tiefgrünen Blätterdach gewaltiger Baumkronen hatten die Zigeuner auf roh gezimmerten Bänken Platz genommen, sich der Kühle erfreuend und zum eigenen Vergnügen ein Lied spielend. Im Hintergrunde schob sich die rohrgedeckte Schänke vor, schmutzig weiß gestrichen und mit vergitterten Fenstern. Vor der Tür hatte sich ein ganzes Zigeunerlager etabliert. Sie gehörten dem Stämme der Lautari, der dritten unter den fünf Klassen an. Weiber, Kinder und erwachsene Burschen kauerten durcheinander auf dem Boden herum, Karten spielend oder -legend, rauchend, schwatzend und trinkend. Wenig oder gar nicht bekleidete Kinder in überraschender Menge balgten sich, schrien durcheinander, jagten die Hühner oder drängten sich um die primitive russische Schaukel mit ihren vier fastenförmigen Sitzen. Das Ganze bot ein fröhliches, farbenfreudiges Bild, wozu der kräuselnde Zigarettenrauch, das Klimmen der Gläser, das leise Klappern der Münzenketten, das Kichern und Lachen passte. Aus dem Dunkel des fühlenden Schattens, aus dem Gewoge der verschiedenen Farben blitzte hier und da eine Stickerei, eine Goldmünze, ein Tamburingschlöckchen auf, wenn ein schräger, zitternder Lichtstrahl sich durch die Kronen der Bäume seinen Weg bahnte.

Die Ankommenden erregten allgemeine Aufmerksamkeit, aber dann wandte man sich wieder seinem Zeitvertreibe zu. Die rumänischen Zigeuner sind viel selbstbewusster wie die, welche Deutschland durchziehen. Letztere sind überhaupt „Netosi“, Angehörige der niedrigsten Klasse, die etwa mit den indischen Parias zu vergleichen wäre. Obwohl die Leibeigenschaft und Rechtlosigkeit der Zigeuner erst 1856 aufgehoben wurde, haben sie sich ein gewisses Ansehen erwerben können und werden den Bauern gleichgeschätzt.

Dienstefrig kam der Wirt herbei, ein wohlgenährter Vierziger, der schmunzelnd die Gäste nach ihrem Begehrten fragte und seinen langen, spitzen Schnurrbart drehte.

„Bier, nicht wahr, meine Dame und meine lieben Herren?“ sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Ich habe eine wunderschönes Bera, die Halbe zu 50 und das Seidel zu 35 Bani . . . Oder für die Dame eine Limonade? Nur 20 Bani! Auch habe ich . . .“

„Also bitte Bier und einmal Limonade.“

„Sehr gerne, sofort. . . .“

Während der Wirt forteilte, betrachteten die Deutschen ihre Umgebung und konnten feststellen, daß sogar die Zigeuner eine Art Zurückhaltung ihnen gegenüber an den Tag legten. Aber was fümmerte sie das!

Gleich darauf brachte der Wirt das Verlangte, und bei der Hitze ließ man sich das Bier vorzüglich mundern. Der fürsorgliche Wirt hatte Anna einen zierlichen, vernickelten Becher neben ihre Flasche gestellt. Den Fabrikanten interessierte das ungewöhnliche Trinkgefäß, und als er es zur Hand nahm, entdeckte er darauf die kurze, aber bedeutungsvolle Inschrift: „Gestohlen auf der Industrieausstellung Budapest 1913.“

Man lachte über die verräterische Zeile, die der Wirt natürlich nicht entziffern können.

Das Bier aber, — Fabrikat einer deutschen Brauerei, — war gut und mundete bei der Hitze vortrefflich. Rasch geriet man ins Plaudern, wobei die einfachen Erlebnisse des Alltages und des Fabriklebens den Stoff bieten mußten. Zigeuneramusik bekam man von der Schenke her genug zu hören, doch unterblieb jede weitere Annäherung. Die Göttin „Zeit“, die Herrscherin aller Geschäfts- und Arbeitsmenschen, drehte ihr Stundenglas einige Male um und ließ den Sand verrinnen; die zitternden gelben Ringe, welche die Sonnenstrahlen auf den Grasboden malten, rückten immer weiter. Endlich erhob man sich und machte sich auf den Heimweg.

Die Hitze war ein wenig geschwunden. In klarer, reiner Bläue lachte der Himmel, und bedächtig zogen die weißen, plumpen Wolkenballen ihren Weg.

„Ist es nicht ein Jammer“, sagte Nord, „daß es jetzt so

viele Menschen gibt, die für alle Schönheiten der Natur kein Interesse haben und im Hafsten und Kämpfen des Erwerbslebens jeden Sinn dafür verloren? Die alle diese Pracht nur in Zahlen ausdrücken, alles nach Mark und Pfennig taxieren und jede stille Freude als „Gefühlsduselei“ verspotten? Schon vor Jahren merkte man, wie bei der einseitigen Verstandeskultur das Gefühlsleben vieler Volkskreise immer mehr verkümmerte und versuchte ihm entgegenzuwirken, aber in unserem „eisernen Zeitalter“ hat diese Verhärtung einen Grad erreicht, der einen bösen Rückschlag für die Zukunft voraussagt. Wie man einst nach einer Periode, die sich klassisches Vielwissen zur Aufgabe setzte, übersättigt nach den Schäferspielen griff, und Rousseau die Rückkehr zur Natur predigte —“

Lauter Lärm unterbrach ihn. Die Spaziergänger hatten die Chaussee erreicht und längst bemerkt, daß hinter ihnen, von Galatz her, ein Trupp erregter Personen heranzog, aber sich wenig um sie gekümmert. Jetzt waren die Leute nur wenige Schritte entfernt.

Anna Nord sah ihren Bruder besorgt an und drückte sich zu den Männern. „Sieh nicht hin“, flüsterte der junge Werkmeister, „es ist rohes Volk, das Skandal und Händel sucht. Lassen wir sie vorüber.“

Lärmend kam der Trupp näher. Es waren Griechen und Armenier, auserwähltes Gesindel, das noch immer die Landstraßen unsicher machte. Zerlumpt, aber bunt aufgeputzt, mit fettigem Haar, roten Gürtelshawls, dicke Knotenstöcke schwingend und die Luft mit allerlei Gerüchen erfüllend, die an Knoblauch, schlechten Tabak und Hammelfelle erinnerten, boten sie ein abstoßendes Bild. Ein Kerl, der jedem Zuchthause zur Zierde gereicht haben würde, trat auf den Fabrikanten zu und sagte mit frechem, höhnischen Grinsen: „Eine Zigarette, Herr, eine Zigarette! Schenken der Herr armen Romaiko eine Zigarette!“

Baumann griff in die Tasche und warf dem Wegelagerer seinen ganzen Vorrat zu.

„Und für die anderen, Herr?“ ging es gleich weiter. „Nicht genug für alle! Gebt ein paar Bani aus, Herr, ein paar franken! Silber, Herr, Silber.“

Der Fabrikant knöpfte seinen Rock zu, um Uhr und Kette vor raschen Griffen zu schützen und sagte: „Es gibt nichts. Geht weiter!“

Der Sprecher zeigte grinsend seine Zähne und legte eine Hand an den Messergriff, der aus dem roten Gürtel hervorblinlte. „Nur ein paar Guldenzettel, Herr! Ein reicher schöner Herr hat immer Geld bei sich. Greift nur rechts in die Tasche Herr, da sitzt es. Greift herhaft zu, Herr, — heraus damit!“

„Gebt den Weg frei,“ sagte Baumann ruhig, seine Browningpistole hervorziehend.

Während sich die anderen Strolche ein wenig zurückzogen, drängte sich ein schmutziger, widerlicher Stromer an Anna heran, legte ihr seine Hand auf die Schulter und rief, sein gelbes Raubtiergebiß grinsend zeigend: „Schönes Mädchen, schönes Mädchen!“

Erschauernd flüchtete sich die Deutsche zu ihrem Bruder und flehte, Tränen in den Augen: „Karl, schütze mich vor dem Menschen!“

Nord stieg vor Ekel und Erregung das Blut zu Kopfe; er holte aus und versetzte dem Stromer einen wuchtigen Fausthieb ins rechte Auge. Der Kerl taumelte einige Schritte zurück, fuhr sich mit beiden Händen ins Gesicht und brüllte: „Du verfluchter deutscher Hund . . . Du Schwab . . . warte . . .“

Drei oder vier Kerle warfen sich auf den Werkmeister, der einem Strolche den keulenartigen Knotenstock entriss und sausende Hiebe nach allen Seiten führte. Vor sich sah er wutverzerrte Gesichter und erhobene Waffen; Hieb auf Hieb führte er geradeaus und hörte kaum im Tumult, wie ihm seine Schwester mit angstvoller Stimme zuriess: „Um Gotteswillen, Karl, sieh hinter Dich . . . !“

Geschmeidig wie ein Panther schlich sich dem Deutschen ein Armenier in den Rücken, das dreikantige Stilet zum Stoße

erhoben. Schreiend warf Anna sich ihm entgegen, doch ein Anderer fasste sie am Handgelenk und schleuderte sie seinen Genossen zu, die sie mit Jubelrufen zu Boden rissen. Karl Nord zerschlug gerade seinen Knüttel auf der Mütze eines Gegners, als er sich auf einmal stöhnend zusammenkrümmte. Ein brennender Schmerz im Rücken durchzuckte ihn; seine Hände wollten ihm nicht mehr gehorchen, und seine Kniee knickten zusammen. Vor seinen Augen flammte rotes Licht auf, und er hatte das Gefühl eines tiefen Falles; — dann empfand und dachte er nichts mehr.

Sein Körper stürzte plump zu Boden, und im Falle kam er über Baumann zu liegen, den gleich zu Anfang ein wuchtiger Hieb auf den Hinterkopf niedergestreckt hatte.

Anna versuchte aufzuschreien, aber sie brachte keinen Ton hervor. Tränen überfluteten ihr Gesicht, und ihre Glieder zuckten wie im Fieber. Die Strolche banden ihr Hände und Füße, dann hoben sie sie auf, verließen die Landstraße und schlügen ruhig und unbehelligt einen Feldweg ein. Zwei der Banditen trugen sie, und der, welcher sie unter den Armen festhielt, blickte ihr grinsend ins Gesicht und sagte: „Ein schönes Gewicht. Na, warte nur, mein Täubchen . . .“

Einige Minuten später machte Baumann einige tastende Bewegungen, hob den Kopf ein wenig und öffnete die Augen. Ausdruckslos stierte er vor sich nieder. Vom Felde her tönte fernes Gejohle. Der Fabrikant stieß einen Seufzer aus, ließ den Kopf schwer zurückfallen und sank wieder bewußtlos zusammen.

2.

Russische Luftschiffe.

Hauptmann Taschkoff warf die Karten auf den Tisch. „Wieder verloren, alles zum Teufel! So, jetzt bin ich fertig . . . Ich möchte nur wissen, wovon ich bis zum Quartals-ersten eigentlich leben soll!“

Diese Bemerkung schien einen Witz zu enthalten, denn die Tischgenossen stießen ein beifälliges Gelächter aus.

„Lachen Sie nicht, meine Herren. . . . Bis zum zwanzigsten muß ich eine größere Summe in Händen haben und möchte selber gern wissen, wo das Geld eigentlich herkommen soll.“

„Noch 'ne Flasche,“ sagte ein Leutnant mit halberstickter, weinerlicher Stimme.

Dem Hauptmann gegenüber saß der Sergeant Monnijaff. Beide Hände auf den mit Resten von Zigaretten und weißer Asche überstreuten Tisch stützend, wobei er die herabhängende Decke völlig zu Boden riß; brachte er heraus: „Na, Herr Hauptmann . . .“ Die Junge wollte nicht recht mehr gehorchen, und das schlau sein sollende Lächeln fiel eher stumpfsinnig aus. „Wir haben doch einen — ein — einen neu — neuen Gas — Gaskessel . . .“ Um seinen Worten Nachdruck zu geben, stemmte er auch noch die Ellenbogen auf und wiederholte möglichst akzentuiert:

„Einen — — Gaskessel aus Pa . . Pla . . Pall . .“

„Platin,“ fiel jemand ein, der zwischen den Dampfwolken nicht mehr recht zu erkennen war. Wenigstens für Monnijaff nicht.

„So lassen Sie mich doch ausreden,“ fuhr der Sergeant wütend auf. „Das wo . . wollte ich ja gerade sagen. Also Pal . . Pa . . tin. Und Herr Hauptmann, wa . . was soll das teure Zeu . . Zeug?“

Taschloff ahnte, was kommen würde und winkte ab. Aber der andere ließ sich nicht beruhigen. „Erlauben Sie mal, He . . Herr Haupt . . mann,“ fuhr er mit großem Nachdrucke fort, was einigen Gläsern das Leben kostete, „was soll . . das Zeu . . eug? Ein Kessel aus Zink tuts au . . auch.“

„Herr Sergeant . .“

„Und das a . . andere Möbel können der Herr Hau . . Hauptmann dann versilbern . . . und das Si . . Si . . Silber dann ver . . möbeln.“

„Monnijaff, seien Sie still," mischten sich andere ein.  
„Sie haben genug."

„Nee, schon viel zu viel . . ."

„Ich hä . . hätte genug?" wehrte entrüstet der Sergeant ab. „Noch Ja . . lange nicht!"

„Kommen Sie mit und legen Sie sich schlafen."

„Ja, gehn Sie," fügte auch der Hauptmann mit einem Anfluge von dienstlichem Ernst hinzu.

Im Sergeanten machte sich trotz seines verdämmerten Bewußtseins die in Fleisch und Blut übergegangene Disziplin geltend. Er versuchte sich aufzurichten und ließ sich willig in ein Nebenzimmer führen, wo man ihn auf ein Kanapeebettete.

Um den Eindruck, den diese Szene hinterlassen hatte, möglichst zu verwischen, setzte sich ein Leutnant an das ziemlich verstimmte Klavier des Kasinos und spielte geläufig einen beliebten Gassenhauer, den „Benzin-Marsch.“ Man summte die Melodie mit, ließ die Gläser anklingen; im grünlichen Lichte des Kronleuchters schimmerten die Rauchwölkchen opalartig, und das viele Gold der Uniformen, die bunten Farben und die flotten Klänge der Musik erinnerten an Szenenbilder einer Ausstattungs-Operette.

„Das stört uns nicht, meine Herren, denn es war gut gemeint," sagte der Hauptmann. „Monnijaff ist eine treue Seele, aber ein Geschäftsmann durch und durch. . . . haha, eine geriebener Geschäftsmann. — Was woll'n Sie?" wandte er sich an eine Ordinanz, die mit militärischem Gruß stramm vor ihm Aufstellung nahm und ein Blatt in der Hand hatte.

„Gestatten Herr Hauptmann . . . Funkentelegramm von Odessa.“

„Geben Sie her," sagte Taschkoff hastig, denn alle von außen kommenden Nachrichten erschienen ihm als Bringer von Unannehmlichkeiten. „Ja so, chiffriert . . . Wetter ja, nach dem geheimen Kriegs-Koder gesetzt," fügte er leiser hinzu. „Nanu . . . Was hat denn das zu bedeuten? Sehen

wir mal zu . . . Bleistift und Papier, zum Henker! Was stehen Sie da, als wenn Sie mit Thran begossen wären? Das Tischchen drüben her!"

Er hatte seine Stimme erhoben; die Musik brach ab, und das Gespräch sank zum erwartungsvollen Geflüster.

„Ein Lineal . . . oder was ähnliches! Zum Kuckuck, so machen Sie doch einen Streifen aus der Weinkarte!" Mit etwas unsicherer Hand fertigte der Hauptmann eine Art Schachbrettfigur mit zwölf mal zwölf Feldern. In diese trug er die Zahlen und Buchstaben der Depesche in senkrechten Reihen ein und notierte dann die wagerechten Reihen. Wieder ordnete er die einzelnen Zeichen nach bestimmtem System und setzte dann unter jede Chiffre einen Buchstaben des Alphabets, einzelne bedeutungslose Zeichen überschlagend. Dann atmete er tief auf und sagte erregt: „Na, dachte ichs nicht? Da haben wir die Bescherung!" Für sich fügte er hinzu: „Alle Luftschiffe in Kriegsbereitschaft. Sofort die verfügbaren Wagen zum Depot nach Cherson und sechs Waggons hierher zur Uebernahme des Nötigen. Komme morgen früh. General Fjodorof."

„Meine Herren," sagte der Hauptmann laut, „unser gemütliches Zusammensein ist leider durch diese Nachricht vor der Zeit zu Ende gebracht. Morgen kommt der General zur Inspektion. Nun, es ist spät genug, ob wir schließlich noch ein paar Stunden . . . Ach was. Tut nichts. Zum Teufel, Herr, lassen Sie Alarm blasen," rief er, sich gewaltsam auffassend, einem Nahestehenden zu.

Dieser salutierte und entfernte sich schwankend.

„Was das werden soll, was das werden soll," ächzte der Hauptmann für sich.

„Ach, lasz alles zum Henker gehen . . . Is ja doch egal . . . Kommen Sie, meine Herren!" Müze und Mantel ergreifend schritt er hinaus. Als ihn die kühle, reine Nachtluft umwehte, holte er tief Atem und, sich zusammennehmend, ging er geradewegs auf die vier mächtigen Schuppen zu, die den größten Teil des Innenraums der Luftschiffstation einnahmen.

Drei der Wellblechgebäude, welche die stattliche Größe eines vierstöckigen Hauses besaßen, beherbergten die Luftschiffe, während der vierte Schuppen, der bedeutend länger war, den Fesselballon, zwei Aeroplane und Apparate für Gaserzeugung, Reparaturgeräte und anderes enthielt. Außerdem gehörten zu der Station noch eine Reihe anderer Gebäude, darunter die Kaserne mit Nebenbauten, die Wohnung des Kommandanten, das Laboratorium und die Anstalt für Funktelegraphie mit ihrem auffälligen Mast. Fast bis zur Meeresküste reichte ein sandiges, ebenes Übungsgelände mit vielartigen Anlagen.

Kaum hatte der Hauptmann das freie betreten, als das Alarm-Signal ertönte. Gleich darauf flammten überall Bogenlampen auf und übergossen alles mit blendender, im ersten Augenblicke die Augen schmerzender Helle. Die mächtigen Bauten traten gigantisch aus dem Dunkel der Nacht heraus, gewaltige Schattenmassen werfend. Überall blitzten Lichter auf und schrillten die Klingeln.

Da eilten auch schon die ersten Soldaten über den Platz. Doch nein, die beiden, die da ankamen, waren keine eigentlichen Luftschiffer; es waren der Engländer Webster und der Deutsche Hallenberg, die zwar im Range des ersten Steuermanns standen, im Grunde jedoch eigentlich Zivilisten waren.

Um dies eigentümliche Verhältnis zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Russland damals noch keine Hochschule für Aeronautik besaß. Nachdem 1909 in Washington das erste derartige Institut gegründet war, folgten alle Kulturstaaten diesem Beispiel. Unter den neugegründeten Anstalten waren die berühmtesten die zu Charlottenburg und Hampton bei London. Auf diesen hatten die beiden Steutleute, die durch den Alarmschrei geweckt, jetzt an ihre Plätze eilten, die Prüfung bestanden. Frankreich, das anfangs auf diesen Gebieten so große Anläufe genommen hatte, war nicht mehr auf der Höhe; nachdem der Reiz der Neuheit vorbei war, wandte man sich einer neuen Mode, einem neuen Spielzeug zu und zwar interessierte man sich augenblicklich für chemische Ver-

suche, welche durch Aufhebung der Molekulargruppierung Stoffe ineinander überzuleiten und damit der Lösung des Rätsels der alten Alchemisten näher zu kommen schienen.

Nun waren die modernen Luftschiffe, und besonders die Kriegsfahrzeuge trotz aller Einfachheit doch äußerst komplizierte Maschinen, deren Beherrschung eine bedeutende Menge mathematischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse und mehrjährige praktische Erfahrung voraussetzte. Als die Russen so übereilt ihre Werften anlegten, mußten sie bald einsehen, daß es ihnen an geeigneten Kräften absolut mangelte und, wenn sie nicht ein lägliches und beschämendes Fiasco machen wollten, waren sie genötigt, wissenschaftlich gebildete ausländische Fachleute in Dienst zu nehmen, um von diesen zuerst ihre Offiziere anleiten zu lassen. Einen Verrat militärischer Geheimnisse brauchte man dabei nicht zu befürchten, denn was die Russen auf diesem Gebiete besaßen, war den anderen Mächten längst bekannt; außerdem suchte man sich durch Abnahme von Eiden, Kautions und andere Mittel zu sichern. Die beiden Ausländer, die man allgemein als Monteure oder Mechaniker bezeichnete, trotzdem sie vor ihren Namen ein „Dr. ing.“ setzen konnten, waren im Grunde die Leiter der ganzen Station und führten die beiden starren Kriegsluftschiffe L. 12 und 13. Mit vieler Mühe hatten sie einen Offizier soweit ausgebildet, daß er das halbstarre L. 6 führen konnte; doch kannte er nur die Handgriffe und Kommandos und hätte sich im Falle einer Beschädigung oder eines Versagens überhaupt nicht helfen können, da ihm jedes tiefere Verständnis — und auch das Interesse dafür — durchaus mangelte.

Die beiden Monteure machten Front, als sie den Hauptmann gewahrten. Dieser machte einige Schritte auf sie zu. Zwischen Taschkoff und den Ausländern bestand ein durchaus freundliches Verhältnis, und wenn die Techniker auch seinen Mangel an Interesse und Verständnis nicht gerade angenehm empfanden, so mußten sie ihn doch als einen eifrigen, unerschrockenen und kaisertreuen Soldaten der alten

Schule hochachten. Als Führer einer Infanterieabteilung hätte Taschkoff im ärgsten Kugelregen Erstaunliches geleistet, aber hier war er keineswegs am Platze.

Der Hauptmann wechselte mit den beiden einige fast kameradschaftlich fliegende Worte und sagte schließlich fast bittend: „Auf Sie kann ich mich doch bei der Inspektion verlassen, meine Herren?“

„Zu Befehl,“ sagte Webster bedächtig, „was wir tun können, wird gemacht. Meine Mannschaft habe ich ganz nett eingedrillt, und wenn der führende Offizier sich nach mir richtet und nicht hineinredet, dann wirds L. 12 schon tun.“

„Ich könnte dasselbe sagen,“ meinte Hallenberg. „Allerdings, garantieren kann man ja für nichts, denn wir sind nur Menschen . . .“

„O, bei Ihren Kenntnissen und Erfahrungen! Sie sind zu bescheiden, lieber Freund . . . Nur bleibt das L. 6 . . O weh, das führt Konezky . . . Na . . woll'n das Beste hoffen. Sonst doch alles in Ordnung?“

„Hm,“ meinte der lange Engländer, „ich wollte Ihnen schon immer mitteilen . . .“

„Und ich muß da auch leider verschiedenes zur Sprache bringen . . .“, schloß sich der Deutsche an, und die beiden Luftschiffkennner ergossen über den armen Hauptmann eine solche Fülle unangenehmer, jetzt gerade überflüssiger Mitteilungen, daß derselbe von einem Fuß auf den anderen trat und schließlich ganz geschlagen stöhnte: „Aber . . aber . . meine Herren . . machen Sie doch keine Sachen . . das ist ja toll . . Um Himmelswillen, tun Sie, was Sie können, Sie wissens ja besser als ich, denn Sie haben studiert. Und der General ist doch auch nur ein Mensch. Wenn er auch einige Fachkenntnisse haben mag, so sind Sie ihm doch weit über. Helfen Sie mir durch, daß alles glatt geht, und ich werde Ihnen das ewig gedenken?“

Damit ging er grüßend ab.

„Trödel, Trödel, Trödel,“ deflamierte der Deutsche, als die beiden dem Schuppen IV. zueilten. „Auf uns lastet schließ-

lich die ganze Geschichte. Aber ich hab's satt, — bis über die Ohren. Gott sei Dank, wenn mein Kontrakt zu Ende ist und ich aus dieser Rumpelkammer heraus und unter Menschen komme!"

"Nur keine Aufregung, die Sache wird schon schief gehen," knurrte Webster. Auf ihn war sein Beruf, das Studium und der tägliche Gesprächsstoff schließlich von solchem Einfluß gewesen, daß sich seine ganze Weltanschauung und Lebensauffassung darnach gemodelt hatte. Für ihn war alles, aber auch alles, das Produkt von Naturkräften und Gesetzen, deren Wirkungsweise sich überall nachweisen und in Formeln auflösen ließ. Er selbst hielt die Menschen für Drahtpuppen, die, an unsichtbaren, unwiderstehlichen Fäden regiert, einen lächerlich geringen Spielraum für ihre „freie Selbstbestimmung“ haben. Der Auspruch Schopenhauers: „Das Leben ist ein Pausum zum Abarbeiten“ war auch sein Wahlspruch geworden. Er regte sich über nichts auf; das hatte ja doch keinen Wert; — überhaupt, das ganze Leben! Nicht die Mühe wert, es gelebt zu haben!

Der Deutsche hatte sich diese Ansicht, die damals, als immer steigendere Anforderungen an die Kräfte des Einzelnen gestellt wurden und der Kampf ums Brot immer grausamere Formen annahm, weite Kreise beherrschten, nur teilweise zu eigen gemacht. Er hatte sich eine Reihe von Idealen bewahrt, die das Leben noch lebenswert erscheinen ließen und seinem Streben Wert und Inhalt gaben.

Das Tor des Schuppens VI war bereits weit geöffnet und die soldatischen Hilfskräfte zur Stelle. Es galt, die Anlagen für Gaserzeugung in Tätigkeit zu setzen. Das gewonnene Wasserstoffgas wurde den Luftfahrzeugen zugeführt und z. B. beim L. 13 in die vielen, getrennten Zellen des Interns geleitet. Diese Trennung war vorgenommen, um bei Beschädigungen immer nur einen Teil des Gases einzubüßen. Bei vollendetem Füllung schloß sich das Einlaßventil der einzelnen Zelle automatisch und leitete durch eine Umschaltung das Gas in die folgende.

Das weiße Licht der Birnen genügte nicht, um den Raum völlig zu erhellen. Grell beleuchtet waren eigentlich nur die weißen Tafeln mit den vielen Umschaltern, die Anschlußrohre und die elektrischen Maschinen. Sausend vollendeten die mächtigen Dynamos ihre Umdrehungen, und an der weißen Hinterwand erschien riesengroß der Schatten eines sich drehenden Schwungrades. Überall blitzte Metall und sprühten im Halbdunkel grünliche, knatternde Funken.

Man gewann das Gas direkt aus dem Wasser. Durch eine besondere elektrische Einrichtung wurde es ganz mühe-los in seine beiden Bestandteile zerlegt und der Wasserstoff fortgeleitet. Gleichfalls wurde der Sauerstoff aufgefangen und in komprimiertem Zustande auf Tuben gefüllt, die bei Höhenfahrten benutzt wurden.

„Na, scheint alles zu funktionieren,“ sagte Hallenberg, als ein Glücksen in den Wasserbehältern die aufsteigenden Gasmassen ankündigte. Befriedigt sah er, wie ein Zeiger, der bisher auf Null stand, vorzurücken anfing, regulierte den Strom noch etwas genauer und gab ein paar Kommandos.

„So, jetzt gehts von selbst weiter.“

„Genau wie das ganze Leben,“ bemerkte der Engländer. „Geht alles von selbst weiter.“

„Wissen Sie, Mr. Webster, wenn ich nicht einen Vater und eine Schwester hätte und nicht über den Wert von Kontrakten, Versprechungen und Ehrenwörtern meine Meinung besäße, — ich ginge auch von selbst weiter.“

„Ach was, das geht alles wieder über. Sie nehmen die Sache überhaupt viel zu ernst. Das ganze Leben ist 'n großer Blödsinn, den zu machen sich eigentlich gar nicht lohnt.“

„Ihre Ansicht! Warum machen Sie denn eigentlich immer noch mit?“

„Ja, das habe ich mich auch schon oft gefragt,“ sagte der Engländer gedankenwoll. „Warum nehme ich nicht einfach meine Pistole oder spreng mich mit der ganzen Bude so hoch in die Luft, daß ich vor Ende nächsten Monats nicht

herunterkomme? Warum? — — Wissen Sie, Hallenberg, es gibt Gesetze, denen ein Mensch, mag er wollen oder nicht, unterworfen ist. Da ist der Trieb der Selbsterhaltung, — eigentlich ein großer Unsinne, denn warum — —“

„Nun hören Sie mal ein bißchen auf. Sie haben wohl wieder Ihren philosophischen Tag?“

„Kanns nicht sagen, um so mehr, als es noch reichlich dunkel ist. Der Tag muß noch erst kommen. Und ich glaube, daß unser Hauptmann noch an den Tag denken wird.“

„Ist seine Schuld.“

„Na ja. Der General soll höllisch scharf sein. — Was mag die ganze Ueberei eigentlich bedeuten? Immer Revisionen, immer feldmarschmäßig. Das war früher doch nicht so. Na, mir solls recht sein, meinen Kram habe ich in Ordnung.“

„Kommen Sie jetzt, Webster, wir wollen die Motore noch mal nachsehen. Wenn es sich alles im Grunde auch nicht lohnt, — Pflicht ist Pflicht. Kommen Sie mit.“

---

Kaum graute der Morgen, als auch schon die Ankunft des Generals gemeldet wurde. Sein Wagen kam vom Bahnhofe her in flottem Trabe und hielt vor der salutierenden Hauptwache.

Fjodoroff war trotz seines Alters von großer Rüstigkeit und Energie. Zunächst hatte er eine kurze Besprechung mit dem Hauptmann; dann ging er mit ihm zusammen fort, um die Magazine zu revidieren.

Unterdessen standen die Soldaten in langer Linie auf dem Uebungsplatz und warteten. Eine kühle Brise wehte vom Meere her, und bald beschlugen sich alle Metallteile der Uniform mit einer dünnen Wasserschicht. Die Meeresfläche im Osten rötete sich und erglühete; eine lange Sonnenbahn wie ein Streifen flüssigen Goldes schob sich vor, gerade auf den Uebungsplatz zu, und in den ersten Sonnenstrahlen erglänz-

ten die Kupferdrähte des Mastes der Funkenstation. Immer stärkere Lichtwellen wogten über den schwarzschimmernden Wasserspiegel heran; Menschen und Gebäude fingen an, lange Schatten zu werfen. Der obere Rand der Sonnenscheibe tauchte auf, und glitzerndes Gefräusel umgab den Horizont.

Der General kam noch immer nicht.

Man sah unzufriedene Gesichter. Solche anstrengenden Uebungen war man hier nicht gewohnt. Man scharre mit den Füßen im Sande und fing an, untereinander zu flüstern. Fortgesetzt mussten die Offiziere zur Ruhe ermahnen.

Endlich kam der Alte. Mit zusammengekniffenen Lippen musterte er die Leute, ließ das Gewehr abnehmen und fragte kurzweg den Ersten, Besten: „Wie lang ist der Verbindungssteg des halbstarren £ 6?“

Der Mann starrte ihn wie ein Weltwunder an, tat seinen Mund auf und sagte — nichts.

„Folgender! — Folgender! — Zum Donnerwetter, folgender! Weiter! — Na denn, wer weiß es? Kein Mensch?! Soo . . . Dann sagt mal, Leute, wie lang ist denn das £. 12? Wer es weiß, tritt einen Schritt vor. Also?“

„Zweihundert Meter!“

„Hundert Meter!“

„Nicht länger?“ fragte der General ironisch.

„Dreihundert Meter,“ bemerkte jemand.

„Aber Herr Hauptmann, haben Sie denn die Leute nicht über die Maße der Flieger instruiert? Wie sollen die denn damit umgehen können?“

„Ich . . . bitte um Entschuldigung . . . Das rein Neuerliche . . .“

Fjodoroff warf ihm einen vernichtenden Blick zu und tat sich anscheinend Gewalt an, um nicht vor der ganzen Front mit dem herauszurücken, was er sagen wollte.

„Nun, dann ein paar weitere Fragen an Euch, Leute. Sag mal, wie nennt man die Maschinen, von denen eine vorn und eine hinten am Luftschiff ist?“

Das war bekannt. „Motoren.“

„Schön; und wieviel Pferdekräfte hat so ein Motor?“  
Allgemeines Schweigen.

„Tritt Du mal heraus . . . Was tust Du beim Neben?“

„Ich halte den Strick von L. 6 mit.“

„Und was tust Du weiter?“

„Hmm . . . loslassen!“

„Sehr richtig . . . Das Personal von L. 6 soll mal an-  
treten. Drei Schritte vor die front, — marsch!“

„Herr Hauptmann,“ fragte der General wieder, „was  
für eine Besatzung hat das Luftschiff?“

„Einen führenden Leutnant, einen Ingenieur im Range  
des ersten Steuermannes, einen zweiten Steuermann, zwei  
Führer der hinteren Gondel, darunter ein Telegraphist und  
Signalmann, für jeden Motor zwei Mechaniker, — also neun  
Mann, — dazu sechs Artilleristen, gelernte Schlosser und vier  
Soldaten. Zusammen ein Führer und zwanzig Mann.“

„Herr Leutnant, Sie führen das Luftschiff?“

„Zu Befehl,“ sagte der stark übernächtig aussehende  
Konezky mit gepreßter Stimme.

„Sie müssen doch das aërostatiche Verhalten Ihres Fahr-  
zeuges genau kennen. Sagen Sie mir bitte: wie groß ist die  
Belastung durch Regen bei einer Wärme von 17 Grad und  
wieviel Auftrieb würden Sie dann noch behalten?“

Der Leutnant blickte hilflos vor sich hin und marterte sein  
Hirn vergebens nach einem rettenden Gedanken.

Der General, um sich ganz genau zu überzeugen, wie weit  
denn die Kenntnis oder besser Unkenntnis der Luftschiffer  
eigentlich ginge, kam ihm mit freundlichem Lächeln zu Hilfe,  
während er ihn hätte niederschlagen mögen. Denn der alte  
General war von äußerst hitzigem Temperament, das er aber  
zu bändigen verstand.

„Mein lieber Herr . . . Wie groß ist die Oberfläche des  
Fahrzeuges?“

„7500 Quadratmeter.“

„Gut. Auftrieb und Gas?“

„17 450 Kilogramm und 15 460 Kubikmeter.“

„Wenn nun der Regen von oben kommt, wie meistens, welchen Teil der Oberfläche trifft und belastet er zunächst?“

Konezky grübelte. Er glaubte, es mal gewußt zu haben, aber es gelang ihm nicht, eine passende Antwort zu finden.

„Aber mein lieber Herr Leutnant . . . bitte, stehen Sie doch etwas strammer! . . .“ Wenn auf eine Kugel von oben her ein Regen fällt, was wird dann getroffen? Das gehört doch zu den allerersten Anfangsgründen der Stereometrie . . . Nicht? Na, dann lassen Sie's bleiben. — Und nun bitte, lassen Sie mal zunächst L. 6 los, indessen ich mich mit den anderen Leuten noch etwas unterhalte. Ich danke Ihnen sehr, Herr Leutnant.“

„Keine Ursache,“ dachte Konezky, als er mit seiner „Band“e, wie er sie gewöhnlich nannte, abzog. Als er um die nächste Schuppenecke war, ließ er halt machen und hielt eine kurze, aber eindringliche Ansprache an sein Volk, die mit den Worten begann: „Ihr dreimal ungeheilt entlassenen Irrenhauskandidaten!“ und mit der Ermahnung schloß: „Und wenn also einer auch nur das geringste an der Sache verdächtigt, dem gebe ich eins ins Genick, daß er einen Schädelbruch, und zwar einen Dezimalbruch bekommt. Merkt Euch das!“ Dann eilte er seinem Schuppen zu, denn schon kamen die anderen Soldaten, deren Amt es war, die Stricke festzuhalten und später loszulassen, angerückt.

Unterdessen ließ Fjodoroff die Mannschaft von L. 12 vertreten.

„Wo ist der führende Leutnant?“

„Melde gehorsamst, er liegt im Lazarett.“

„Sein Stellvertreter?“

„Hier!“

„Sie sind der technische Beamte?“

„Zu Befehl!“ — „Ihr Name?“ — „Webster.“

„Wohl Engländer? Welche Vorbildung?“

„Doktor der aeronautischen Hochschule zu Hampton.“

„Ah, danke sehr! — Bitte, informieren Sie mich einmal über die Steuereinrichtungen Ihres Fahrzeuges!“

Webster verbarg ein leises Lächeln über diese Frage und sagte dann: „Wir haben je ein dreiflügliges Seitensteuer am vorderen und hinteren Ende, je ein zweiflügliges Höhensteuer zwischen Gondel und Seitensteuer und die beiden „Schwanzflossen“, zwei feste, wagerechte Seitensteuer am hinteren Ende. Gesteuert wird von der vorderen Gondel aus. Wir können die Steuer auf elektrischem Wege drehen und haben für den Fall des Versagens Drahtzüge.“

„Danke. Und wie ändert man die Horizontalachse, — hebt und senkt man die Spitze?“

Das waren aber Fragen! Jedes Kind hätte sie beantworten können, dachte der Engländer. Er hoffte noch immer, der General würde ihm ein paar Berechnungen von Metersekunden und Meterkilogrammen aufgeben, bei denen man mit Logarithmen arbeiten müsste. Dann hätte er ihm etwas zeigen können!

„Unter dem Ballonkörper befindet sich eine Schiene, an der ein Gewicht von 150 Kilogramm hin- und hergleiten kann. Hängt das Laufgewicht genau in der Mitte, so steht die Achse des in dieser Lage vorschriftsmäßig ausbalancierten Fahrzeuges wagerecht, gleitet das Gewicht nach vorne, so senkt sich die vordere Spitze, gleitet es nach hinten, so hebt sie sich. Die Bewegung des Gewichtes geschieht auf elektrischem Wege; doch haben wir auch für alle Fälle Kettenzug mit Drehkurbel. Mittels einer erprobten Skala ist es uns möglich, jeden Neigungswinkel bis zu einem Sechzigstelgrad einzustellen.“

„Ich danke Ihnen. — Der zweite Steuermann, bitte. Welche verschiedenen Klassen von Luftfahrzeugen gibt es und welche sind hier vertreten?“

„Man hat unstarre, halbstarre und starre Fahrzeuge. Unser Fesselballon ist unstarr, L. 6 halbstarr und L. 12 und 13 starr. Nur die beiden letzteren sind lenkbar.“

„Warum?“ fragte der General rasch einen anderen Soldaten.

„Nur L. 12 und 13 haben in der Gondel Motore.“

„Was ist der Unterschied zwischen starr und halbstarr?“

„Die Hülle von L. 6 ist von Kautschukgetränktem Kattun; die der anderen aus Aluminiumblech, das so dick wie eine Postkarte ist. So haben diese Fahrzeuge ihre bestimmte Form für alle Zeiten, während in dem Ballon des halbstarren Luftschiffes erst eine zweite, innere Hülle, das Ballonetts aufgeblasen wird und . . .“

„Schon gut. Ah, L. 6 wird fertig sein; der Leutnant kommt. — Eingerückt!“

„Melde gehorsamst: fertig zum Aufstieg.“

„Danke. Welche Windstärke und welcher Barometerstand?“

Der Leutnant schaute den Alten fassungslos an. Fjodoroff schien an einigen Worten zu würgen, die er nicht herunterbrachte. Deshalb winkte er dem Engländer zu.

„Barometer etwa 766, Windstärke  $5\frac{1}{2}$ , Nordnordwest,“ sagte dieser.

„Herr Leutnant“, — der General kämpfte wieder mit Worten, die sich seiner Kehle entdrängen wollten, schnitt dann alles weitere mit einer Handbewegung ab. „Bitte, lassen Sie anfangen. Die anderen zu den Starren und auf die Plätze.“

Fjodoroff begab sich auf eine Stelle des Übungsplatzes, von welcher sich die Schuppen und alle Arbeiten gut übersehen ließen und von wo aus die Übungen auch meist geleitet wurden. Der Hauptmann und einige Offiziere schlichen wie begossene Pudel hinter ihm her.

Die anderen Abteilungen marschierten ab. Die beiden Techniker warfen sich im Vorbeigehen verständnisvolle Blicke zu und Hallenberg bemerkte: „Ich freue mich nur über eins.“

„Nämlich?“

„Dass ich nicht im L. 6 mitzufahren brauche.“

„Stimmt . . . Winkelzug rechts! Spitze halt! Aufgehen!“

Der General betrachtete die mächtigen eisernen Türen des Schuppens III, zwischen denen sich ein Spalt befand, gerade breit genug, um den Leutnant einschlüpfen zu lassen. Nach einer Weile fingen die Türen, die in Schienen liefen an, sich

langsam nach rechts und links zurückzuschieben, um das Luftschiff hinauszulassen. Man sah anfangs nur, wie der Spalt immer breiter und breiter wurde, und sich schließlich ein schwarzes, bis zum Boden reichendes Viereck von der Größe eines dreistöckigen Hauses zeigte.

Da erschien eine graugelbe Spitze, die „Nase“ des Ballons. Langsam, wie eine mächtige Raupe schob er sich, gezogen von den Soldaten, aus seiner Höhle. Zugleich hörte man den Motor knattern.

Nun richtete sich der Ballon schräg aufwärts, denn erst das vordere Ballonett war aufgeblasen. Der hintere Teil stellte sich dann wagerecht ein; soweit war alles in Ordnung. Die Fahnen schraube ließ ihre vier, aus Tuch bestehenden Flügel schlaff hängen; jetzt wurde sie angestellt und begann ihren rasenden Wirbel mit 1100 Umdrehungen in der Minute.

In der kleinen Gondel am vorderen Ende sah man den Lieutenant Konezky. Er kommandierte: „Los!“

Die Soldaten gehorchten, und mit gewaltigem Ruck sprang das Luftschiff empor. Etwa in 300 Meter Höhe wurde es ruhiger und fing dann an, geradeaus zu fahren.

Wer gerade einen Augenblick Zeit hatte, warf einen Blick zu den Wolken empor, wo jetzt C. 6 langsam hoch über der Station der Stadt zuglitt. Deutlich hörte man den Motor da oben surren und knattern und konnte den Klang einzelner Kommandos vernehmen.

Nach einigen Augenblicken sagte der General: „Nun, daß er fliegen kann, wissen wir. Wer signalisiert hier?“

Ein Mann mit einem Kasten erschien auf der Bildfläche.

„Was haben Sie dadrin?“

„Flaggen und bunte Stäbe, Herr General.“

„Was? Hat denn das Luftschiff keinen Apparat für Funkspruch an Bord?“

„Den haben nur die beiden großen.“

„Na, zum Teufel, dann machen Sie Signal: Luftschiff soll eine Acht fahren.“

„Sie, Herr Leutnant,“ bemerkte ein Steuermann hoch oben im Lenkballon, „ich glaube, der General läßt signalisieren . . .“

„Ich wollte, er hängte sich,“ seufzte der gequälte Konekfy. „Da unten wirtschaftet ein Kerl mit Flaggen, — — weiß einer, was der Kerl will?“

„Wir sollen eine Acht fahren,“ bemerkte der Maschinist.

„Na, dann fahren Sie zum Teufel los. Meinetwegen auch eine Neun . . . Ja, los, los! Halbe Kraft, sonst gibts zu viel Schwung und wir fliegen zu weit 'rum. Linkes Seitensteuer anziehen, — ganz anziehen!“

Der Ballon schoß in mächtiger Kurve nach rechts hinaus.

„So gehen Sie doch rechts 'rum . . . Das andere Steuer! Wir kommen viel zu weit voraus. Das gibt im Leben keinen Kreis, viel weniger eine Acht . . . Anziehen! Und jetzt zurück. Mein Himmel! Das soll ein Bogen sein? Wo wollen Sie überhaupt hin? Durch die Schleife und nach links herum. Ja zum Donnerwetter . . . warum steuern Sie denn nicht links?“

„Das Steuer faltete sich nicht zusammen. Da muß irgend etwas sich geklemmt haben. Ich kann drehen, was ich will, die Schnur ist ganz stramm, und wenn ich noch viel drehe, reißt sie ab.“

„Zum . . . ist ja alles egal. Machen Sie, was Sie wollen. Die Acht ist total verpfuscht. Das war ein toller Schnörkel, aber keine Idee von einer Acht. Ist das Steuer nun endlich in Ordnung?“

„Es will immer noch nicht. Die Drahtschnur muß sich um eine Ecke vom zweiten Rahmen geschlungen haben.“

„Himmel, wo segeln wir denn überhaupt hin? Die Schuppen werden ja ganz klein. Das rechte Steuer los, dann machen wir einen Bogen und kommen wieder über den Platz . . . Ach, da geht das Kinderspiel mit den Flaggen wieder los. Schade, das ich nicht dichter dabei bin, sonst wollte ich Dir einen Sandsack auf den Schädel werfen . . . Das Steuer anziehen, halbe Kraft . . .“

Unten reckten sich alle Hälse.

„Die sind da oben wohl 'n bischen verrückt geworden? Oder der Ballon ist bekneipt . . . Was fahren die denn? Das geht nicht gut.“ So flüsterten die Soldaten durcheinander. Eine tollere Fahrt wie diese hatte man noch nicht gesehen. Der Ballon beschrieb gewaltige Bogen, weit über den Übungsplatz hinaus, bis er in blauer Ferne ganz klein wurde, und kam dann wieder in einem mächtigen Halbkreise mit der Geschwindigkeit eines Blitzuges angesaust. Ohne zu halten glitt er über den Platz weg, und sein eiförmiger Schatten fegte weit hinten mit rasender Eile über den Sand. Rechts hinaus gings, bis der Lenkballon kleiner und immer kleiner, schließlich ein kaum erkennbarer Punkt wurde.

„Er will eine kleine Weltreise machen,“ spottete ein Soldat.

„Er reißt vor dem General aus . . . Ja, wo bleibt er denn? Will er nicht wiederkommen? — Ah, da hinten. Achtung, Achtung . . .“

Der Motor knatterte und surrte; wie gehekt jagte der Ballon weiter, über den Platz, beschrieb einen halben Bogen über der Stadt und raste dann weiter.

Den Insassen des Ballons war aber garnicht lächerlich zu Mute. Das eine Seitensteuer versagte hartnäckig den Dienst. Die Situation war nach und nach gefährlich geworden, und noch immer war keine Aenderung abzusehen.

„Drehen Sie, ziehen Sie die Schnur an,“ rief Konezky seinem Steuermann zu. „Ich bin das verrückte Kreisfahren leid.“

„Wenn aber die Schnur ganz reißt? Dann ist das Steuer völlig lahm . . . .“

„Auf meine Verantwortung, ziehen Sie die Schnur an!“

„Nu gut . . . . Sehn Sie wohl?“

Eine zerrissene Drahtschnur kam herunter und hing lang von der Gondel herab.

„Schön, dann landen wir. Die Höhensteuer . . . was ist das schon wieder?“

Die Fahnen schraube fing an zu würgen, und, obgleich der

Motor wütend fauchte und zischte, wurden ihre Umdrehungen langsamer.

„Himmel, ich glaube, der Draht hat sich in die Flügel und um die Achse gewickelt,“ rief der Steuermann.

Auf einmal schien es, als ob die Schraube loskäme; dann gab es ein Reißen.

„Die Zugleine vom Schwanzsteuer ist auch mit verwickelt . . . Wo ist die Drahtzange? Durchschneiden!“

„Verdamm, so stellen Sie doch den Motor ab. Sollen wir denn in die Luft fliegen? Kinder, — das geht nicht gut.“

Es riß munter weiter, und die Gondel sank ganz hintenüber; Gas strömte aus, und der Ballon geriet ins Schlingern und Kippen. Er beschrieb Schraubenlinien, Wirbel und Kreise. Die Besatzung hielt sich in Todesangst an den Stricken fest. Schließlich überschlug sich der taumelnde Ballon völlig; der schwere Motor grub sich in den nachgiebigen, zerrissenen Ballonkörper.

Drüben in der Stadt waren alle Straßen mit Zuschauern gefüllt, die, die Fäuste geballt und die Füße gespreizt, mit kurzen, raschen Atemzügen und zusammengebissenen Zähnen, jedes gefährliche Schwanken des Ballons durch unwillkürliche Körperbewegungen und Laute markierend, dem Todeskampfe des Luftschiffes zuschauten.

Eine Art Stöhnen entrang sich dem Munde von Tausenden, als sich jetzt die Gondel überschlug. Viele Hände suchten unwillkürlich nach einem Halt.

Da loderte hell und klar aus der Ballonhülle eine Flamme auf, die rasch kleiner wurde. Zerrissene, schwarze Aschenfetzen wirbelten durch die Luft. Dann kam das Gestell aus Stahlröhren herunter, etwa den glühenden Stäben eines Regenschirms gleichend.

Aus . . . !

Als die letzten Reste hinter den Mauern der Station verschwunden waren, und sich gar nichts mehr rühren wollte, auch kein anderes Luftschiff aufstieg, gingen die aufgeregten Zu-

strauer, heftig über das große Unglück diskutierend, nach Hause.

Am Abende erzählte man sich schon die Einzelheiten; — Hauptmann Taschkoff und viele Offiziere sollen entlassen sein. Es wurde sogar behauptet, daß der größte Teil der hiesigen Luftschiffer gegen andere ausgewechselt würde und der General die Wohnung des Hauptmanns auf unbestimmte Zeit in Besitz genommen habe. In einem waren sich aber alle einig und jeder behauptete, es schon immer gesagt zu haben, — besonders, nachdem es nun geschehen war, — daß nämlich in der Luftschiffstation über kurz oder lang ein Unglück passieren müsse. Man würde bald noch mehr von dieser Unglücksstation hören . . . .

## 3.

## In Bukarest.

Zinca Isradfy, die junge Gattin des bekannten einflußreichen Politikers, streckte sich behaglich auf dem Divan ihres Boudoirs, die Ellbogen in die weißen Kissen gestemmt und die Hände im Haar vergraben. Der Geruch türkischen Tabakos, gemischt mit den wenig ansprechenden, süßlichen Düften eines Modeparfums erfüllte das elegante Gemach; auf einem Sitz von blitzendem Kupfer schaukelte sich ein bunter Papagei, zog sich mit dem dicken Schnabel an einer Kletterstange empor oder warf schwanzend Reiskörner herab.

„Du bist verwöhnt, mein Freund,“ sagte Zinca, — aber nicht zu dem bunten Vogel, sondern zu einem jungen Offizier, der vor dem prachtvollen Kamin saß und unmutig beim Klang ihrer Stimme seine Zigarette zwischen die Aschenreste schleuderte. Indessen würde der Tonfall ihrer Stimme nicht anders geklungen haben, wenn sie zu ihrem Papagei gesprochen hätte. „Verwöhnt bist Du. Das ist alles. Deine

ewigen Eifersüchteleien sind — fangen an, langweilig zu werden."

„So?" fuhr der Angeredete auf. „Langweilig? Willst Du abstreiten, daß ich etwa keinen Grund habe? Wie?"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Rede doch nicht. Was willst Du denn? Bin ich Deine Sklavin? Hast Du mich gekauft? Läß doch die Torheiten, Alexander . . . Du weißt ja, daß ich Dich über alles liebe. Oder willst Du es noch einmal hören? Glaubst Du mir etwa nicht?"

„Dein Wort in Ehren, Zinca, aber wenn Du Graf Borodin in dieser Weise begünstigst . . . in dieser Weise . . ."

Wieder wehrte die Rumänin müde ab. „Freund, der Tag hat vierundzwanzig Stunden. Immer kannst Du doch nicht hier sein. Mein Gatte ist höchstens zehn Stunden hier. Und was finge ich in der anderen Zeit an? — Hast Du Schaden davon, wenn ich mit dem russischen Bären ein wenig spiele? Du bist ja nicht hier . . ."

„Ich weiß noch mehr, Zinca, noch viel mehr. Lassen wir Borodin —, wer war am Donnerstag Abend hier?"

„Ah, freundchen, Du spionierst. Wozu? Das kostet nur Zeit und Geld.frage mich einfach, hier kannst Du alles erfahren. Was soll denn das überhaupt? Du wirst doch nicht so töricht sein wollen, mir Vorschriften zu machen? Was willst Du denn? Habe ich Dich nicht immer gut behandelt, viel zu gut? In einem Punkte ist mit mir nicht zu spaßen: wenn jemand meine Freiheit einschränken will. Die habe ich mir teuer genug erkauft!"

Sie legte sich halb auf die Seite, den Kopf in die Hand gestützt und ließ die Atlasdecke des Divans achtlos zu Boden gleiten.

„Sieh mal, Alexander, bei mir hat es auch geheißen: Der Weg zum Leben führt durch die Ehe. Wir haben ja einen solchen Überfluss an schönen Frauen hier, und die Auswahl der Männer ist so groß, daß man in seiner Jugend äußerst zurückgezogen und tugendhaft leben muß, um gut anzukommen, denn auf wessen Ruf auch nur der leiseste Schatten fällt,

der kann auf keine gute Partie mehr hoffen. Hat man aber einmal seinen Herrn und Gemahl erwischt, so braucht man sich keinen allzugroßen Zwang mehr anzulegen. Die Männer sind ja auch nicht treu, mein lieber Alexander, nicht wahr? Meinst Du denn, ich wäre über Deine Wege nicht genau so gut unterrichtet, wie Du über die meinen? Was sollen wir uns eigentlich gegenseitig Theater vorspielen? Läß mir meine Freiheit, ich lasse Dir die Deine!"

Der Offizier knurrte etwas Unverständliches.

In lebhafterem Tone fuhr Zinca fort: „Lieber Freund, Du weißt, wie wir zu einander stehen. Meinen Mann achte ich, das ist alles. Er ist ein Politiker, — ein Redner, ein Gelehrter, — aber kein Mann. Darunter verstehe ich ganz etwas anderes. Nämlich Dich. Du hast mir zuerst gezeigt, was ein Mann ist. Für meinen Gatten bin ich ein schönes Schmuckstück, — wie etwa der Coco da auf seiner Stange. Als Weib interessiere ich ihn kaum. Als wir uns dagegen kennen lernten, ging mir eine neue Welt auf. Ich habe gezittert, wenn ich Dich erwartete, geweint, wenn Du ausbliebst, gejauchzt, wenn Du kamst. Nur einer ist auf der Welt, dem mein Herz gehört, und das bist Du. Was tut es da, wenn ich mit ein paar Narren einige müßige Stunden totschlage! Verlasse Dich darauf, sie sind mir im Grunde völlig gleichgültig. Ich brauche nun einmal die Abwechslung.“

„Aber mir will es nicht passen!“

„Lieber Freund, wie machen es denn die anderen Frauen? Genau so, nur sagen sie's dem Liebhaber nicht. Ich bin wenigstens ehrlich.“

„Wenn ich Dich nun recht herzlich bitte, Zinca, — kannst Du diese Seitenprünge nicht lassen? Mir zur Liebe nicht?“

„Verlange mein Leben, und Du sollst es haben. Aber das — nein. Es geht eben gegen meine Natur, mich zu binden. Frei will ich sein. Verlasse Dich darauf, im Grunde habe ich gar keinen Gefallen an den Anderen, ich verkehre nur damit, um frei zu bleiben und meine Ketten nicht festrosten zu lassen. Oder, — ich habe einmal darüber nachgedacht, tue ichs aus

dem Grunde, weil der Mensch, und besonders das Weib, das Erlaubte gering achtet und das Verbotene schätzt. Ich habe mich so an Dich gewöhnt, daß ich mal untreu sein muß, sonst weiß ich überhaupt nicht mehr, zu wem ich eigentlich gehöre."

Der Offizier war etwas unwillig aufgestanden. Zinca erhob sich und schritt auf ihn zu. Sie legte ihren Arm um ihn und schmiegte sich an, daß ihr Haar sein Gesicht streifte.

„Alexander, mein lieber Junge . . Ich habe Dich über alles gern und würde sterben, wenn Dir jemals etwas zustiefe. Nie aber werde ich von Dir verlangen, daß Du kein anderes Weib ansehen sollst. frei sollst Du sein und nicht ein Frauenknecht. Das wäre Deiner unwürdig, und ich würde Dich nicht mehr so achten, wie früher. Lieben würde ich Dich immer ewig. Suche Dir soviel Frauen, wie Du willst; — ich weiß ja, immer wirst Du wieder zu mir zurückkehren. So sind wir davor geschützt, im langweiligen Einerlei einander satt zu bekommen; die Abwechslung erfrischt uns, und das Wiedersehen feiert sich doppelt so schön." —

Alexander Tirnow, der gekommen war, um seine Verbindung zu lösen, ging, nachdem er sie aufs neue befestigt hatte. —

Langsam ging er die Hauptstraße der Stadt Bukarest, die Calea Victorei, hinunter. Als ihn der Trubel der heute ungewöhnlich belebten Calea umgab, drängte er alle Gedanken an seine Liebesabenteuer rasch zurück, denn der heutige Tag sollte politische Ereignisse von größter Bedeutung für die Zukunft Rumäniens bringen, und in dem Senat und der Deputiertenkammer würden heute gleichzeitig gewaltige Redeschlachten geschlagen werden.

Österreich hatte nach dem Tode König Karls Rumänien, das sich ihm ja auf alle Weise genähert hatte, noch mehr zu sich heranziehen wollen. Doch war der passende Augenblick für eine völlige Einverleibung noch nicht gekommen; man versuchte diese nach und nach durchzuführen. Der Gedanke an eine Besitzergreifung, der damals ganz offen ausgesprochen wurde, schien auf geheime Widerstände zu stoßen, die, wie

man wissen wollte, besonders von russischer Seite herühren sollten. Denn das wiedererstarkte Russland, das immer davon geträumt hatte, die weiße Flagge mit dem blauen Kreuz über der Hagia Sophia und dem Balkan aufzupflanzen, wollte nicht zugeben, daß man in den Balkanfragen immer still und friedlich Knoten auf Knoten löste, ohne den Zarenstaat um seine Meinung zu fragen. Immer hatte Russland die Balkanstaaten, die durch Religion und Abstammung mit ihm verwandt waren, als seine Vorposten betrachtet; in aller Stille vom Bosporus abgedrängt zu werden, passte ihm gar nicht in den Plan. Es stärkte im Geheimen die Bewegung, die in Rumänien aufflammte und sich besonders im Demolieren deutscher Firmenschilder und Vereinslokale äußerte und reichte dem wiederaufliegenden Geheimbunde „Jung-Rumänien“ die Hand. Überall waren seine Agenten zu finden. Die Priester erzählten den entrüsteten Bauern, daß die neue Regierung die griechisch-katholische Religion zu Gunsten der römisch-katholischen mit Feuer und Schwert ausrotten werde; den Bürgern und Kleinbojaren machte man Furcht, indem man auf verschiedene, für Rumänien nicht passende österreichische Vorschriften und Gesetze hinwies und ihnen sicheren Ruin prophezeite; die Großbojaren, die vielfach nach Art asiatischer Despoten auf ihren Besitzungen herrschten und alles durchsetzen konnten, was ihnen nur beliebte, sträubten sich ganz von selbst gegen Einführung anderer Zustände. Auch die Beamten waren überzeugt, daß, wenn der Rubel zu rollen beginne, für sie goldene Tage anbrächen. So war für die österreichischen Bestrebungen kein günstiger Boden vorhanden, und man beschränkte sich auf die alleräußersten Maßnahmen, ein weiteres Vorgehen einem passenden Augenblicke überlassend. Es hatte schon vieler Kämpfe bedurft, daß Adolf von Erlau als Statthalter in das Palais an der Calea einziehen konnte; die sonstigen inneren Einrichtungen und das Heerwesen wagte man gar nicht zu ändern, um nicht einen Aufstand hervorzurufen. Nicht etwa, als ob man sich gar vor Rumänien gefürchtet hätte; — leicht aber konnten Verwicklungen erzeugt

werden, die zu ernstlichen Konflikten mit den in der orientalischen Frage zuständigen sechs „Garantiemächten“ und der Hohen Pforte führten. Man ließ daher in der inneren Politik nach bewährtem Grundsätze alles beim alten, und versuchte, sich durch allerlei nützliche Einrichtungen und Veranstaltungen das Vertrauen des Volkes zu erwerben.

Aber Russland hetzte im Stillen immer weiter und brachte bald die ganze innere Politik unter seinen Einfluß und seine Kontrolle. Die Mitglieder der Deputiertenkammer wurden bei den geringfügigsten Erlassen und Anordnungen der neuen Regierung ungemein misstrauisch und empfindlich, in der Kammer kam es zu Sturmzonen, bei denen Pultdeckel, Tintenfässer und Stiefelsohlen eine führende Rolle spielten, und das Volk zeigte seinen Patriotismus dadurch, daß es im Palais des Statthalters alle Fensterscheiben einwarf. Nun kam noch dazu, daß der Metropolit von Bucureski, der sich eines außerdentlichen Ansehens beim Volke erfreute und der den Vorsitz des Senates innehatte, mit erstaunlichem Fanatismus zu opponieren begann. Wie das eigentlich zugegangen war, wußte keiner; da aber der Metropolit das Oberhaupt der rumänischen Kirche war und im privaten Leben als sehr sympathische Persönlichkeit auftrat, so war seine Stellungnahme in dieser Angelegenheit für das streng religiöse Volk entscheidend. Seine Aufregung riß ihn so fort, daß er in seinen Behauptungen, Anschuldigungen und Ausdrücken über alles Maß und Ziel hinausging und sich Beleidigungen der Regierung erlaubte, die jedem anderen sehr schwer zu stehen gekommen wären.

Schlimm war es, daß alle seine Aussprüche in den Tageszeitungen sorgfältig aufgezeichnet wurden, und wenn sich einmal ein Blatt erlaubte, anderer Meinung zu sein, so war das Schicksal seiner Fensterscheiben schon von vornherein bestimmt.

Heute sollte in beiden Kammern eine besonders scharfe Abrechnung der Regierung stattfinden. In der Deputiertenkammer war es ein Großbojar Feodorowitsch, der mit einer so maßlosen Schärfe vorging, daß jeder merken mußte, der

Deputierte würde im Stillen von einer starken Hand gestützt. Tiefer Denkende meinten auch wohl, daß er für diese Hand nur ein Spielzeug sei, das, wenn das Spiel zu Ende sei, fortgeworfen werde.

Der Statthalter, ein kräftiger, prachtvoll gebauter Mann, war durch den fortgesetzten Aerger nervös geworden und in seiner Gesundheit stark heruntergekommen. Es war ein abschößendes Schauspiel, als der stille, blonde Deutsche in einer der letzten Sitzungen die Rednertribüne besteigen wollte, und er, der erste Beamte des Staates, bis in die Lippen bleich, vor dem Pfeifen und Johlen der Slaven den Rückzug antreten mußte. Heute sollte sich eine ähnliche Szene voraussichtlich wiederholen; im Parlamente war kein Plätzchen mehr unbesetzt und mit Schadenfreude sah man den kommenden Ereignissen entgegen.

Als der junge Offizier in ein Kaffee eintrat, das einer großen Zeitung gegenüberlag, und deshalb die Nachrichten aus erster Hand erhielt, sah er alle Tische besetzt und ergatterte nur gegen Spende eines hohen Trinkgeldes ein Eckplätzchen zwischen allerlei nicht besonders salonfähigen Leuten. Zwei Juden und ein Armenier hatten hier Platz genommen, und der letztere ließ sich die politische Lage erklären, — was indessen seine Schwierigkeiten hatte.

„Das ist alles halb so schlimm,“ meinte ein Jude. „Wir werden Vorteile davon haben, das ist sicher. Mein Großvater ist 1859 bei der großen Judenverfolgung verbrannt worden, und wenn die Russen ans Ruder kommen, wird es noch schlimmer. Aber sie werden schon nicht.“

„Sie werden nicht?“ fragte der Andere.

„Sie werden nicht, hab ich gesagt. So klug bin ich auch. Österreich gibt uns nicht her.“

„Oder wenn es Krieg mit Österreich gibt?“

„Sie werden nichts machen. Was ist die Hauptache? Wer's Geld hat. Und wer hat das Geld? Wer hat alle die Akten von den osmanischen Bahnen, von den Fabriken im Sandschak, von den Gesellschaften hier? Wer hat sie?“

England. Und England will doch haben Dividende und Prozente. Meint Ihr, daß Russland gibt hohe Dividende, wenn es im Lande ist? Wird sich was! Aber Österreich ist goldsicher, fleißig und hat Geld. Nicht die Schreihälse in den Parlamenten entscheiden, sondern die Direktoren der Bank von England. Das habe ich gesagt, ich!"

Er hatte sich in Eifer geredet und nahm rasch ein paar Schlucke des süßen roten Weines. Die Unterhaltung war in der bekannten, internationalen Judensprache geführt, und der Offizier hörte überhaupt nicht hin.

„Aber die Religion wollen sie uns nehmen?" meinte der Armenier besorgt.

„Unsinn, Dummheit! An was Du glaubst, ist denen egal, wenn Du nur Deine Steuern bezahlst. Wenigstens hast Du den Vorteil, daß es da keine Türken gibt, die Dir die Kehle abschneiden, wenn Du den Heiligen von Edschmiadsin hochleben läßt. Also hast Du auch Vorteil davon. Nur einen Nachteil werden wir haben, einen bösen Nachteil, einen furchtbaren Schaden . . ." Er senkte seine Stimme zum Flüstern und die Drei stießen die Köpfe zusammen. „Einen bösen Schaden: Österreich wird uns unseren ganzen Mädchenhandel verderben."

„Ja, das wird es allerdings," seufzte auch der Andere. „Die rumänische Polizei war in der letzten Zeit schon gerade schlimm genug, und die Agenten forderten unverschämte Preise. Das wird alles zugrunde gerichtet werden. Ich möchte nur wissen, wovon dann der Mittelstand existieren soll!"

Im Flüstertone ging die Unterredung einen Augenblick weiter, als sie von lautem Lärm unterbrochen wurde, der von der Straße her hereinschallte. Der Lärm schwoll zu einem Gebrüll an; eine erbitterte Volksmenge schien fortgesetzt den Satz zu brüllen.

Die Juden waren aufgesprungen; beruhigten sich aber schnell und sagten: „Das gilt uns nicht . . . Politik, Politik. Dummes Zeug."

In der Tür des Kaffees erschienen einige Gestalten;

heftig gestikulierende Menschen rannten vorbei. Man rief durcheinander; Blätter wurden in Bündeln hochgeworfen, und einzelne flatterten durch das ganze Kaffee. Alexander Tirnow fing eins davon auf und las:

Extrablatt der Indépendance Roumaine.  
Beide Kammer aufgelöst! — Ein Staats-  
streich Österreichs.

Als der Statthalter Fürst Erlau heute beim Versuche einer Entgegnung auf die Angriffe mehrerer Parlamentarier national-rumänischer Richtung durch Lärm am Sprechen verhindert wurde, versuchte er eine Erklärung der Regierung zu verlesen. Im allgemeinen Tumult blieben seine Worte unverständlich. Auf ein Kommando wurde der Senatssaal von Militär geräumt und an die überraschten Abgeordneten eine gedruckte Mitteilung verteilt, daß die Regierung in Wien unter diesen Umständen gezwungen sei, die Kammer aufzulösen. Ein gleicher Bescheid wurde der Deputiertenkammer übermittelt, in welchem besonders darauf hingewiesen wurde, daß das Haus dem Sprecher Feodorowitsch, als er von „Verrat“ und „Niedertracht“ der Regierung und ihres Vertreters gesprochen hatte, Beifall spendete.

Wir lassen die Frage offen, ob Österreich auch das Recht zu einem solchen Vorgehen hat.“

Alexander las die langen Sätze noch einmal, zählte dann und ging. Er wußte, was nun kommen würde und wo sein Platz war . . . .

Brüllende Menschenmassen erfüllten alle Straßen. Alle deutschen Kaufläden wurden erstürmt und alle deutschen Firmenschilder herabgerissen. Die großen Magazine in der Straße Lipzcani, — so genannt, weil sie größtenteils Waren von der Leipziger Messe und gewaltige Vorräte an Rauchwerk enthielten, — wurden geplündert und vom Pöbel am hellen Tage in Brand gesteckt. Die herbeieilende Polizei war der Menge gegenüber machtlos und wurde mit Schüssen empfangen. Reitende Gendarmen schafften endlich mit der blanken Klinge Ruhe und nahmen viele Verhaftungen vor; die Polizei hatte

wieder ihre Arbeit mit den Leuten, welche die Gefängnisse stürmen wollten. Die Volkswut flammte überhaupt mit so überraschender Heftigkeit auf, daß man annehmen konnte, im Hintergrunde lauere noch etwas Besonderes.

Bei den Tumulten hatte man mehrfach den Ruf gehört: „Tod den Deutschen! Es lebe Fürst Cuza der Zweite!“  
Fürst Cuza II.? Wer war das? —

---

„Was? Sie wollen mir den Gehorsam verweigern?“ schrie der Hauptmann, während die Farbe seines Gesichtes zwischen rot und weiß wechselte.

„Ich schieße nicht auf meine Brüder,“ sagte der Soldat ganz ruhig.

„Du . . . Du Halunke!“

„Ich bin kein Halunke,“ war die ruhige Antwort.

Der Hauptmann rang nach Worten. Dann wandte er sich um und sagte zu dem neben ihm stehenden Leutnant: „Verhaften Sie den Mann!“

Kalt sagte dieser: „Ich bin Rumäne, Herr Hauptmann!“

„Und . . . und . . .“

„Ich verhaftete den Mann nicht. Er ist im Recht. Wir Rumänen schießen nicht auf die Rumänen, sondern — — —“

„Auf die Deutschen! !“ klang es hundertstimmig. Ein Dutzend Schüsse krachten.

Ein paar Minuten später wehte auf dem Dache der Kaserne eine mächtige blau-gelb-rote Flagge, die Farben des unabhängigen Königreiches Rumänien.

---

Fürst Adolf von Erlau verließ den Staatsrat und bestieg den harrenden Wagen. Sein Gesicht war bleich wie das einer Marmorfigur. Seine Gesundheit, seine Nerven und seine schönsten Jahre hatte er diesem Volke geopfert. Er hatte nur

sein Bestes gewollt, weil er es als im Grunde gut und brauchbar erkannt, ja, er war sogar in dem Glauben, es zu lieben. Mit stiller Freude hatte er beobachtet, wie der Wohlstand wuchs, und alle Verhältnisse, nach sicheren Regeln geleitet, sich langsam besserten. Ja, er hätte durch Tatsachen und Zahlen nachweisen können, daß er dem Lande eine Menge vorteilhafter Einrichtungen geschaffen hatte, von denen jeder einzelne Nutzen zog, und die allgemein bekannt waren. Und das war nun der Lohn für sein mit Lust und Liebe begonnenes Werk, für seine schlaflosen Nächte und die nervenzerrüttende Arbeit!

Mit einem Ausdruck von Ekel blickte er zu dem Pöbel hinüber, der anfing Spalier zu bilden und Schimpfworte gemeinster Art ausstieß.

Langsam rollte der Wagen die Calea hinauf; überall wüste, rohe Zurufe, drohende Gebärden und selbst geworfene Steine.

„Deutsche Hunde! Tod den deutschen Lumpen!“

Der bedauernswürdige Fürst legte sich tief in die Kissen zurück und grub die Zähne in die Unterlippe. Da zersplitterte das Wagenfenster unter einem Steinwurfe. Ein Glasscherben riss die Hand des Statthalters ein wenig auf. Gelassen wollte er sein Taschentuch um die leichte Wunde legen; da auf einmal versagten seine Nerven, auf die in den letzten Tagen so viel eingestürmt war, und der starke Mann brach zusammen und weinte . . . weinte wie ein Kind . . .

Hinter einer Laterne stand zwischen lärmenden Leuten der unteren Volkschichten ein junger Mann in weitem, schwarzem Kaisermantel. Auf dem Kopfe saß ein grünes Hütchen; das Haar war kurz geschoren, und auf der etwas platten Nase balanzierte ein Klemmer. Man hätte an eine russische Studentin in Herrenkleidern denken können. Weit vorgebeugt wartete der Rätselhafte auf den Wagen, ohne sich am Lärm der anderen zu beteiligen. Als sich ihm das Gefährt gegenüber befand, hob er plötzlich den Arm und machte eine Wurfbewegung.

Im gleichen Augenblicke schossen aus der Mitte der Straße gewaltige Feuerstrahlen auf und wirbelten dunkle Massen empor; die riesenhaften Qualmwölken hüllten auf einmal die ganze Straße ein. Zugleich ließ ein schrecklicher Krach den Erdboden erbeben; Häuserfronten stürzten nach vorn, Dachziegel und Glassplitter prasselten wie Hagel herab und Menschen schrieen und brüllten . . .

Als gleich darauf eine Abteilung Militär die Straße herabkam, fand sie nur einen mächtigen, qualmenden Schutthaufen, aus dem das Blut in dünnen Fäden sickerte. Ohne weiteres kehrten sie um, und ein paar von ihnen riefen: „Es lebe Fürst Cuza II!“

---

Am Abende speiste Alexander Tirnow bei Tradky. Er bekam die überraschende Nachricht zu hören, daß man den Parlamentarier und Großbojaren Feodorowitsch Kurzweg zum Fürsten ernannt habe.

„Was ist denn so Sonderbares dabei?“ fügte der Politiker hinzu. „Einen müssen wir doch schließlich haben, und für den Augenblick genügt er vollkommen. Haben Sie etwas gegen ihn?“

„Unter diesen Umständen würde ich mich wohl hüten, es zu äußern, wenn es der Fall wäre. Aber — ich persönlich habe nichts gegen ihn.“

„Na also! Er entspricht allen Anforderungen, die man an einen solchen Fürsten stellen muß: er ist populär, energisch, ein guter Redner, tüchtiger Soldat, hat eine gute Figur, einen ansehnlichen schwarzen Bart und viel Geld. Das genügt; für das Andere sorgen wir schon. Später — —“

Tirnow verstand. Wenn der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, konnte er gehen. Schlimmstenfalls — — siehe Serbien.

„Nun, der Würfel ist gefallen,“ sagte er laut. „Ich will gestehen, daß ich der Zukunft doch mit einigen Besorgnissen entgegensehe.“

Der alte Jradky legte ihm die Hand auf die Schulter.  
„Rußland, lieber Freund, Rußland! Seien Sie nur unbesorgt,  
Rußland verläßt uns nicht.“

„Sie müssen es ja wissen . . .“

Zinca lächelte zu dem Gespräch ironisch und trat Tirnow  
unterm Tisch auf den Fuß.

Jradky warf einen scharfen Blick auf die Beiden, senkte  
aber rasch die Lider, als Alexander aufblickte.

Man trennte sich bald, denn es gab in Hülle und Fülle  
zu tun. Besonders eifrig arbeitete Jradky an einem Schrift-  
stücke, das unter anderem veranlassen sollte, den Truppenteil  
des Leutnants an eine besonders gefährliche Stelle in der  
nördlichen Moldau zu beordern.

4.

### Die Wohngrotte.

Die Landstreicher, die Anna Nord und ihre Begleiter  
überfallen hatten, schleppten das Mädchen zunächst auf einem  
Feldwege fort, um aus der Nähe der großen Straße zu kommen.  
Die Träger wechselten mehrfach, nicht ohne jedesmal dem  
Mädchen einige höhnische Bemerkungen zuzurufen. Als sie  
weit genug zu sein glaubten, banden sie ihrer Gefangenen  
die Hände auf den Rücken und zwangen sie zum Marschieren.

Die Stimmung des unglücklichen Mädchens kann man  
sich leicht vorstellen.

Obgleich sie kaum zweifeln konnte, welches Schicksal  
ihrem Bruder und dem Fabrikanten zuteil geworden war,  
suchte sie sich doch noch mit allerlei trügerischen Hoffnungen  
zu trösten. Sie wußte selbst, daß diese Hoffnungen und Pläne  
nicht vor der Wirklichkeit standhalten konnten, aber sie be-  
durfte ihrer, um überhaupt weiterleben zu können. Mit solcher  
Zähigkeit versetzte sie sich in die Welt ihrer Phantasien hinein,

daz sie die Umgebung völlig vergaß, ja nicht einmal wahrnahm.

Nur nicht denken, nur nicht denken!

Sie wußte sehr wohl, daß ihre Lage eine schreckliche, aussichtslose war, aber was hätte es ihr geholfen, wenn sie sich den Strolchen widersetzt hätte? Wenn sie sich auf den Boden warf und weigerte, weiterzugehen? Nichts, gar nichts! Man hätte schon Mittel genug gefunden, ihren Widerstand zu brechen und sie zum Weitergehen zu veranlassen. Sie wußte, daß sie ja doch nicht widerstehen konnte, und weshalb sollte sie sich dann den Roheiten ihrer Begleiter aussetzen? Außerdem hatten die Ereignisse der letzten Stunde ihre Widerstandskraft völlig gelähmt, und so ergab sie sich in ihr Schicksal, sich mit Träumereien betäubend und über ihre Lage hinwegtäuschend. Denn was ihr Schicksal sein würde, darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel.

Unter den vielen dunklen Erwerbszweigen, die in den Balkanstaaten gedeihen, ist der abstoßendste wohl der Mädchenhandel, der speziell in Rumänien seine Pflege gefunden hat. Es gibt wohl zu denken, wenn im Jahre 1908 das französische Ministerium sich genötigt sah, vor Ehen mit Rumänen zu warnen, da diese sehr häufig nur der Vorwand für die genannten dunklen Machenschaften seien. In Österreich waren diese Verhältnisse zu bekannt, als daß noch besonders darauf hingewiesen werden mußte, und in Russland fand man sich mit den Agenten der Mädchenhändler, die in der Regel umgängliche und freigebige Leute waren, aufs beste ab.

Gewöhnlich schlugen die Händler folgenden Weg ein: Agenten, meist christlicher Religion, gewöhnlich Griechen oder auch junge Rumänen, die wieder im Dienste polnischer Juden oder Jüdinnen standen und den Mädchenhandel als Lebensberuf betrieben, begaben sich in die Bukowina oder nach Galizien. Hier gaben sie sich als Vieh- und Holzhändler, Kaufleute und Landwirte aus und suchten die Bekanntschaft kräftiger Bauernmädchen, meist aus ärmeren Kreisen, zu machen. Erreichten sie ihr Ziel, so gingen sie mit den Be-

treffenden Scheinheiraten ein und sorgten als vorsichtige, rechts-kundige Männer für irgend einen Formfehler, der sie später allen Schwierigkeiten bei etwaigen Zusammenstößen mit der Polizei enthob. So sind z. B. in Rumänien nur nach griechisch-katholischem Ritus geschlossene Ehen gültig; deswegen schob man die kirchliche Trauung vorläufig auf, ließ sich nach den Vorschriften der römisch-katholischen Kirche trauen, oder verschaffte sich einen falschen Geistlichen. Da der Begriffsstandpunkt der Bauernmädchen selten über das gewöhnliche Niveau hinausging, machte dieser Punkt den geriebenen Agenten weiter kein Kopfzerbrechen. Kurz nach der Scheintrauung verschwanden sie dann unter irgend einem Vorwande auf Nimmerwiedersehen. Gewöhnlich gaben sie an, aus geschäftlichen Gründen in die Türkei reisen zu müssen. Nach einiger Zeit erscheint nun ein Seelenverkäufer, der angeblich beauftragt ist, die junge Frau ihrem Manne nachzubringen. Sie wird dann möglichst unauffällig bis an die türkische Grenze expediert und dort einem zweiten Agenten übergeben. Hat man erst die rumänische Grenze hinter sich, so ist wenig mehr zu fürchten. Die Unglückliche wird nun in irgend eine kleine Stadt oder ein entlegenes Dorf gebracht, mit dessen Vorsteher man gut bekannt ist, und in einem Hause einlogiert, wo ihr Mann angeblich jeden Augenblick eintreffen kann. Natürlich ist der Besitzer des Hauses mit im Komplott. Die Frau, der Landessprache unkundig, bezahlt für Kost und Unterkunft ihr wenig Geld, versetzt dann ihre geringen Besitztümer, bis ihr letzter Wertgegenstand in den Händen des freundlichen Hausbesitzers ist. Hat sie gar nichts mehr, so hält dieser sie wegen ihrer Schulden fest, lässt sie dann einige Tage hungern, bis ihr weiter nichts übrig bleibt, als sich auf Gnade und Ungnade in ihr Schicksal zu ergeben.

Verbrecher niederer Klassen widmen sich auch diesem Gewerbe, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Da sie nicht über die Geschmeidigkeit und Weltgewandtheit der Agenten verfügen, gehen sie meist mit Gewalt vor, — wie in diesem Falle.

Diese Dinge waren in Rumänien so wohlbekannt, daß

Anna gleich wußte, wie sie sich zu verhalten hatte. Sie konnte gewiß sein, mit möglichster Schonung behandelt zu werden und brauchte grobe Misshandlungen unter keinen Umständen zu fürchten.—

Nachdem man so mehrere Stunden marschiert war, machte man hinter einem Gebüsch halt. Ein Bote wurde in das nächste Dorf vorausgeschickt. Man forderte das Mädchen auf, keinen Laut von sich zu geben, oder man werde sogleich von den Messern Gebrauch machen. Denn in nicht allzuweiter Entfernung gingen Leute über das Feld, und die Häuser des Dorfes, das Anna unbekannt war, zeigten sich in kurzer Entfernung vom Lagerplatz zwischen den Bäumen.

Nach einer Weile kam ein Wagen, gezogen von zwei abgetriebenen Ochsen, auf den Lagerplatz zu. Der Bote ging vorauf, und ein älterer Mann, anscheinend ein Grieche, hatte die Zügel um seine Hand geschlungen.

Er tauschte mit dem Anführer lebhafte Begrüßungen aus und schien mit ihm eine Art Vertrag abzuschließen. Die Befehlungen wurden abseits mit leiser Stimme geführt, doch konnte Anna ganz deutlich heraus hören, daß der Fuhrmann versprach, sie um sechs Uhr abends in einer Wirtschaft abzuliefern. Diese lag in einem Dorfe südlich von Braila. Dort wollte er auch mit den Strolchen zusammentreffen und eine Bezahlung in Empfang nehmen. Die Landstreicher selbst wollten sich auf Umwegen zu diesem Punkte begeben. Sie wagten es nicht, am hellen Tage durch diese Dörfer zu gehen; sicher hatten sie noch verschiedenes auf dem Kerbholz. Auch wäre es ihnen wohl kaum möglich gewesen, ihre Beute so frei und offen zu transportieren.

Das Mädchen wurde gezwungen, den Wagen zu besteigen. Einige der Strolche waren zuvor heraufgefleckt, fesselten sie, banden ihr ein Tuch um den Mund und bedeckten sie so dicht mit den alten, staubigen Säcken, die auf dem Boden des Ackerwagens lagen, daß sie kaum Atem holen konnte. Gleich darauf fühlte sie, wie sich das Gefährt rückend und stolpernd in Bewegung setzte.

Den Geräuschen nach zu urteilen, fuhr man jetzt durch ein Dorf. Dann wurde es wieder stiller, und sicher fuhr der schüttelnde Wagen jetzt an einem einsamen Feldweg entlang. Die Geleise waren schlecht, und Anna wurde fortgesetzt von einer Seite auf die andere geworfen. Dabei fielen auch die Säcke von ihr ab, und als sie dies bemerkte, half sie durch Bewegungen nach.

Über ihr wurde es hell. Vorsichtig schaute sie nach dem Führer des Wagens aus; er fuhr halb schlafend immer ruhig weiter und sandte keinen Blick zurück. Doch brachte sie sich für alle Fälle in eine solche Lage, daß er keinen Verdacht schöpfen konnte.

Zunächst brachte sie die Hände vor ihre Augen. Nun, die Knoten waren nicht allzufest geschnürt. Der Grund war leicht einzusehen; ein Mädchen mit wunden Händen verlor sogleich im Preise. Zwar konnte sie mit ihren Zähnen nichts ausrichten, weil ihr Mund verbunden war; doch wenn sie die Hände gegeneinander krümmte, konnte sie den Knoten der rechten Hand mit den Fingerspitzen der linken gut fassen und daran zerrren. Das tat sie nun nach Kräften und wurde nicht müde, immer und immer wieder ihre Nägel einzusehen, bis die Schleife allmählich looser wurde. Wohl eine halbe Stunde arbeitete sie so, als auf einmal der halbgelöste Knoten nachgab und ihre Hände frei waren. Ihr erster Griff galt dem Tuche, daß sie mit unvorsichtiger Hast herabrutschte. Dann wühlte sie sich wieder zwischen die alten staubigen Säcke ein und löste die Fußfesseln. Bei dem Schütteln des Wagens war das nicht so leicht, aber nach einer Weile hatte sie auch den letzten Knoten gelöst.

Was nun?

Eins war sicher, sie mußte so schnell wie möglich fliehen. Allerdings: wie wollte sie aus dem Wagen herausklettern, ohne daß der Führer etwas merkte? Es wäre doch etwas zuviel verlangt gewesen, daß der Griechen sie ruhig aufstehen, hinabklettern und davonlaufen lasse. Zwar war er völlig arg-

Luftschiff 15.

4

los, aber diesen Versuch auszuführen, hieß doch zu sehr auf sein Glück bauen. Dazu war hier völlig ebenes feld, so daß sie ihm gar nicht entgehen konnte. Wenn er wirklich ihre flucht im ersten Augenblicke nicht bemerken würde, einmal würden ihm doch die Augen aufgehen.

Was sollte sie dann machen? Anna beschloß, abzuwarten, bis sie in die Nähe eines Dorfes oder einiger Wohnstätten käme, die ihrer Meinung nach nicht sehr weit sein könnten, denn es zeigten sich bebaute felder, — und dort um Hülfe zu rufen. Doch es kam anders.

Nach einer Viertelstunde etwa bog der Weg in einen Wald ein. Der Boden bestand hier aus tiefem Lehmboden, und die Wege waren an einigen Stellen so ausgefahren, daß der Rand des Wagenkastens dem Wegrande gleichkam. Dazu waren die Hohlwege auch so enge, daß man sich aus dem Wagen leicht hätte auf den Waldboden schwingen können.

Anna konnte der Versuchung nicht mehr widerstehen. Als an einer besonders tiefen Wegstelle der Wagen laut kreischte und knarrte, fasste sie ein paar herübergäende Zweige und schwang sich aus dem Wagen auf den Abhang, sich sofort hinter einem Gebüsch niederwerfend.

Hochklopfenden Herzens starnte sie dem langsam weiterrollenden Wagen nach, aber dessen Führer dachte nur an den schlechten Weg und sah sich nicht um. Dann schlüpfte sie tiefer in den Wald hinein. Am Rande war er stark gesichtet, denn er mußte das Bau- und Nutzholz für die ganze Gegend liefern, je weiter sie aber eindrang, desto schwerer konnte sie hindurchkommen. Stürme hatten an manchen Stellen über hundert Stämme niedergeworfen und Kreuz und quer übereinander gehäuft; die Wurzeln hatten mächtige Erdballen emporgerissen. Alles das moderte nun in wildem Durcheinander und bildete an manchen Stellen ganze Wälle und Schanzen, aus denen frischer Nachwuchs emporprostete und Ranken und Kletterpflanzen emporwucherten. Die gewaltigen Stämme reckten ihre Kronen so dicht ineinander, daß unter ihnen Finsternis herrschte; Flechten hingen wie lange Bärte herab. Feucht,

dumpfig und moderig war hier die Luft; es gab viel Moos, viele Pilze und Schwämme. Manchmal hörte das Mädchen auch ein fernes Krachen und Prasseln, wenn irgend ein Waldtier seinen Weg zog und die dünnen Zweige zertrat.

Unwillkürlich kam dem Mädchen der Gedanke daran, daß in diesen ungepflegten Wäldern vor kurzer Zeit noch Bären gejagt wurden und es nicht ausgeschlossen, ja wahrscheinlich war, daß sich noch einzelne Sprossen vom Stämme Petz hier umhertrieben. Mit vieler Mühe, überall ihr Kleid zerreißend, arbeitete sie sich vorwärts. Bald gings über niedergebrochene, von gelben Schwämmen bedeckte Baumriesen, bald über felstrümmer und Stachelranken, in kleine Täler hinab und schlüpfrige Abhänge hinauf. Zwar wußte Anna nicht, wo sie sich eigentlich befand, aber sie war der Meinung, daß man in der eingeschlagenen Richtung am leichtesten aus dem Walde herauskäme. Den Fahrweg wollte sie nicht benutzen. Vielleicht hatte der alte Seelenverkäufer ihre Flucht schon bemerkt und suchte den Hohlweg nach ihr ab. Nein, lieber nicht! In dieser Richtung mußte man auch aus dem Walde herauskommen.

Sie sollte Recht behalten. Einem Wasserlaufe folgend, bemerkte sie lichte Stellen im Walde, die immer häufiger und größer wurden. Schließlich sah sie das helle Tageslicht zwischen den Bäumen hindurchschimmern. Nach einigen Minuten hatte sie den Rand des Waldes erreicht und trat aus dem Schatten der hohen Stämme heraus.

Zunächst spähte sie einmal vorsichtig nach etwaigen Verfolgern aus. Aber da war nichts zu sehen. Vor ihr breitete sich flach und scheinbar endlos ein Feld aus, im Hintergrunde von einer blauen, niedrigen Gebirgsfette umsäumt. Wohin sollte sie sich wenden? Zunächst ging sie etwa zehn Minuten geradeaus und bog dann, als sie nichts gewahrte, das ihr irgend eine Richtung geben konnte, nach rechts herüber. Nach einigen weiteren Minuten beobachtete sie, daß der Boden hier viele Spuren weidenden Viehes trage und spannte ihre Aufmerksamkeit an. Als sie, die Landschaft langsam absuchend, ihre Blicke schweifen ließ, blieb sie auf einmal überrascht

stehen. Sie hatte eine Erscheinung wahrgenommen, für die ihr im ersten Augenblicke jede Erklärung fehlte.

Eine seltsame Rauchwolke fesselte ihre Aufmerksamkeit. Weiß und langsam emporsteigend, schien sie einem Erdhaufen mitten im Felde zu entquellen. Sogleich beschleunigte Anna ihre Schritte, denn wo Rauch ist, müssen auch Menschen in der Nähe sein. Ihre Füße schmerzten bei jedem Schritte immer heftiger. Das Feld war rauh und steinig; sie fürchtete schon, daß die Kräfte sie verlassen würden, ehe sie das Ziel erreichte. Endlich fand sie auch eine Art kaum sichtbaren Pfades, der zum Hügel führte, und als nun von dort her Hundegebell erscholl, wußte sie, woran sie war.

Vor ihr lag eine Satra, eine Art Wohngrube, die sich wenig von den Höhlenhäusern der Steinzeit und ihrer Anlage unterschied und die für die vereinzelt lebenden, armen Bauern die gebräuchliche Behausung ist. Anna rief ein paar Mal laut; das Hundegebell verdoppelte sich, und auf einmal entstieg ein alter Rumäne lautlos dem Boden.

„Willst Du zu mir, Mädchen?“ fragte er.

„Bitte, nimm mich auf,“ flehte sie. „Ich bin . . .“

Mit einer Handbewegung schnitt er ihr die Rede ab. „Du bist also mein Gast und ich danke Dir, daß Du mein armes Dach mit Deiner Gegenwart beehren willst; fern sei es von mir, Dich nach dem Woher und Wohin zu fragen. Komm, ich bitte Dich!“

Damit ging er voran, doch kehrte er gleich wieder um. „Ich sehe, Du bist schwach und müde; erlaube, daß ich Dich stütze.“ Ohne Umstände nahm er ihren Arm und half ihr vorwärts. Sie sah ein paar kümmerliche Beete, ein rostiges Schornsteinrohr und ein paar Stufen, die abwärts führten. Sorgsam geleitete sie ihr Führer hinab zu der Tür, die sich unten befand. Rechts und links vom Rahmen waren zwei mit Velpapier überklebte Lichtöffnungen; statt eiserner Angeln gab es einfache Lederriemen.

Eine alte, weißhaarige Frau öffnete auf das Klopfen des Mannes und hieß das Mädchen herzlich willkommen. Gast-

freundschaft ist eine sehr schätzenswerte Eigenschaft der Rumänen und wird besonders von den ärmeren Klassen gepflegt. Sein letztes Stück Brot gibt der Rumäne unaufgefordert dem unbekannten Wanderer, und das Anbieten einer Bezahlung oder gar eine Ablehnung empfindet er als schmähliche Beleidigung. Uns würde es ja ähnlich gehen, wenn wir einem fremden einen kleinen, selbstverständlichen Dienst erweisen, also ihm eine Auskunft geben oder den Weg zeigen, und er will uns dafür einen Nickel in die Hand drücken.

Die Erdwohnung war etwa anderthalb Meter hoch und hatte die Größe eines geräumigen Zimmers. Aufrecht stehende Schirme aus Weidengeflecht, die man nach Art der spanischen Wände beliebig verschieben konnte, schieden den Raum in mehrere Abteilungen. Die Decke war mit Stangen gestützt und wurde durch ein mit Erde bedecktes Geflecht gebildet; die Wände waren sauber geweißt.

Anna sah sich neugierig in der Wohngrube um. Obwohl es hier keine Möbel gab, — Betten kennt der Rumäne überhaupt nicht, sondern schläft auf einer Art von Sopha, einem hölzernen, mit Kissen bedeckten Gestelle, — war es in dem engen Raume doch ganz gemütlich. In der Ecke stand ein aus Ziegelsteinen aufgemauerter Ofen, und von der Wand konnte man eine Tischplatte niederklappen. Dann gab es noch ein paar Kisten und Schemel und neben dem Fenster ein Gerät, das der kultivierte Mann nur unter besonderen Umständen, und dann noch schwierig, die kultivierte Frau aber niemals entbehren kann und das daher in dieser weltfernen Erdgrube anderthalb Meter unter der Erdoberfläche prangte — der Spiegel.

Wenn auch alles mehr als ärmlich war und die ganze Wohnung an längst vergangene Kulturepochen gemahnte, so berührte doch die peinliche Reinlichkeit das Mädchen aufs angenehmste. Die Wände waren so rein, als ob sie erst vor einigen Tagen geweißt wären, und als das Mädchen dies der Frau gegenüber aussprach, erzählte diese, daß ihr Mann das Kalken alle vierzehn Tage ausgehre.

Der Gast wurde mit keiner Frage belästigt und zuerst bewirtet. Dann erkundigte sich Anna nach dem nächsten Orte und erfuhr, daß sie von der heimatlichen Fabrik an den Römerschanzen viele Stunden entfernt sei. Etwas anderes hatte sie allerdings auch nicht erwartet. Sie bat, sie nicht zu lange aufzuhalten, sondern ihr den Weg zu zeigen. Von Braila aus wolle sie sofort eine Depesche senden, da man keine unnötige Minute sich daheim um sie sorgen solle.

Als sie ungefragt Auskunft über ihre Familie zu geben anfing, drängten sich ihr plötzlich alle die trüben Gedanken auf, die sie nur mit Mühe niedergehalten hatte. Die schrecklichen Bilder der letzten Stunden tauchten mit größter Deutlichkeit empor, und, auf einmal ihre ganze Schwäche und Erschöpfung fühlend, legte sie den Kopf auf den Tisch und brach in Tränen aus.

Die alte Frau strich ihr liebkosend übers Haar und suchte, ihr mit einfachen, schlichten Worten zuredend, ihren Kummer zu lindern. Keine unzarte Frage oder Andeutung sprach sie aus; ihre Worte entsprangen nicht der Neugierde oder waren die üblichen, sinnlosen Tröstungen, sondern kamen aus dem Herzen. Diese einfachen, ehrlichen Leute waren keiner Verstellung fähig und sprachen so, wie sie dachten.

„Wenn es etwas gibt, wodurch ich Dir helfen kann, mein Töchterchen, und es in meiner Macht steht, das zu tun, so sag mir's nur,“ tröstete die alte Frau. „Gegen jeden Schmerz gibt es ein Linderungsmittel.“

„Ich danke Dir herzlich, aber Du kannst mir nicht helfen. Kein Mensch kann mir helfen. Laß mich, ich bitte Dich, laß mich hier weinen.“

„Ich glaube auch, daß es für Dich das Beste ist, wenn Du Deinem Schmerze freien Lauf läßt. Dann wird Dir nachher um so leichter zu Mute sein.“

Damit zog sich das Mütterchen sorgsam in einen entfernten Winkel zurück, dort eine Näharbeit verrichtend; ihrem Manne schärfe sie ein, heute das Holzspalten und alle ge-

räuschvollen Arbeiten zu unterlassen, um den schönen, stillen Gast nicht in seinem Schmerze zu stören.

Anna hatte den Kopf auf ihre Arme gelegt und schließlich vor Erschöpfung ein. Gegen Abend, als die Öl-lampe alles mit rotem Scheine erfüllte, sprach sie den Wunsch aus, jetzt nach Braila zu gehen. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen waren dunkelrot.

Als sie einige Schritte vorwärts machen wollte, sank sie in die Kniee. Die Frau fing sie auf und brachte sie mit sanfter Gewalt zur Ruhestätte, sich selbst auf den Bodenbettend.

Am nächsten Morgen redete Anna unverständliche Dinge, in denen Räuber und Mörder die Hauptpersonen waren, verstand ihre Gastgeber nicht mehr und hatte heiße Hände. Die einfachen Leute wußten wenigstens soviel, um sofort einzusehen, daß das Mädchen schwer am Fieber erkrankt war. Sie bereiteten fühlende Getränke und waren sogleich mit allerlei Hausmitteln zur Hand. Aber alles wollte nicht helfen. Die Phantasien des Mädchens wurden immer wilder, ihr Aussehen immer beängstigender, und ihre Versuche, aus dem Gemach zu laufen und den Weg nach Braila zu suchen, von wo aus sie mit der Bahn weiter fahren wollte, jagten den Leuten Angst und Schrecken ein. Sie wagten es nicht, der Fiebernden mit Gewalt den Weg zu versperren, denn hinsichtlich der Krankheiten überhaupt steckten sie im tiefsten Überglauben. Nach ihrer Meinung kamen alle Schäden, die den Menschen überhaupt nur befallen können, von bösen Geistern, Vampyren und Hexen her. Hexen- und Vampyrprozesse hat es in Rumänien noch bis in die neueste Zeit gegeben, denn die griechisch-katholische Kirche hält diese Lehren noch immer aufrecht und verdonnert jede andere Meinung als Ketzeri. Viel Elend ist auf diese Weise schon heraufbeschworen und wird noch immer angerichtet. Der Glaube an die Ritualmorde zur Österzeit, der ganz allgemein ist, hat schon vielen hunderten von Juden das Leben gekostet.

So sahen sich die armen Leute zunächst nach einer weisen Frau um; aber es war keine zu haben. Die früher in der

Gegend ansässige Wahrsagerin und Kurpfuscherin war nach Braila gezogen, wo sie Karten legte, Liebestränke braute und einen hochfeinen Kundenkreis hatte.

Man mußte also darauf verzichten, der Krankheit auf übernatürlichem Wege beizukommen, was im Interesse der armen Kranken nur zu begrüßen war, und wandte sich an einen Juden in Braila, der einige ärztliche Kenntnisse hatte, weil er selbst früher lange Zeit in einer Naturheilanstalt dargelegen und anfangs aus Langeweile, später aus Wissbegierde medizinische Schriften gelesen hatte. Der Mann machte bereitwillig den weiten Weg, und die alte Frau trennte ein paar Münzen aus ihrem lärglichen Schmucke, um die Kosten zu bezahlen.

Der Wunderdoktor kam nach langem Zureden gleich mit. Er gab die üblichen Mittel an, empfahl, sich aus einer Apotheke Chinin zu verschaffen und ging seiner Wege.

Eifrig folgten die Leute seinen Anordnungen und führten die kalten Umschläge und Packungen aus. Doch waren sie immer sehr vorsichtig dabei. Trotz ihrer Beschränktheit besaßen sie eine rasche Auffassungsgabe und einen scharfen Blick; sie merkten allmählich durch eigene Erfahrung, wie sie die Behandlung einzurichten hatten, was sie ausführen und was sie unterlassen mußten. Das Fieber aber wollte nicht weichen. Nun, wenn es weiter nichts schadete, sondern mir alles gut ab lief. — Zeit hatte man hier ja. Zeit ist auf dem platten Lande Rumäniens nicht im mindesten „money“, sondern ein wertloser Artikel. Man ließ sich also Zeit, pflegte das arme Mädchen mit aller Sorgfalt, — überhaupt nichts davon bemerkend, daß draußen sich in schneller Folge Ereignisse zutrugen, welche den Bau des Staates in seinen Grundfesten erschütterten.

Friedlich fütterte das Mütterchen die Hühner und pflegte liebevoll die paar kümmerlichen Blümchen, an denen ihr Herz hing, und der Mann ging seiner Landarbeit nach. Für sie gab es keine orientalische Frage; die einzige Frage, welche für sie irgendwelche Bedeutung hatte, war: wie leben wir recht

glücklich zusammen? — obgleich sie keiner Antwort bedurfte. Still, friedlich und voll herzlicher Freundlichkeit zu einander und voll warmer, erbarmender Nächstenliebe verfloss ihnen ein Tag nach dem anderen, eine Woche, ein Monat wie eine einzige glückliche, selige Stunde. Sie wußten nichts von diplomatischen Auseinandersetzungen und von Balkanpolitik, nichts von Maschinengewehren und Kriegsluftschiffen. Dafür hatten sie aber etwas, das alle Mächte Europas zusammen auf allen Haager Konferenzen nicht erringen konnten und was doch schließlich auch dem eifrigsten Politiker und dem größten Strategen nicht zuteil wird, sechs Fuß unterm Erdboden: den Frieden.

Weit draußen standen Männer, die sich nicht einmal persönlich kannten und sich tot schossen, weil es ihnen eben so vorgeschrieben war, weil es nach den herrschenden Lehren erlaubt war, im Kriege unbekannte Leute zu töten. Weit draußen, da waren verstende Geschosse zerrissene Glieder nach allen Seiten und tränkten den Boden mit Blut; Menschen, die sich gegenseitig völlig gleichgültig waren, wurden zu Bestien und zerfetzten sich mit scharfem Stahl die Glieder. In den Karpathenpässen schnoben die Wölfe wohl den Blutdampf ein, und zu Tausenden sammelten sich die Raben . . .

Auch kein Laut von allem Donnern, Knattern, Brüllen und Röheln drang in diese friedliche, sonnenbeschienene Einigkeit. Keinen anderen Kummer kannte man hier, als das Bedauern der alten Frau darüber, daß ein Deckchen nicht ganz blütenweiß werden wollte, oder daß eins ihrer Blümchen den Kopf hängen ließ. Hier gab es nur Sonne, draußen und drinnen, in den Augen und im Herzen.

So lag Anna drei Wochen bewußtlos da. Allmählich ließ die übermäßige Körperhitze nach; das frankhafte, ungesunde Aussehen besserte sich. Aber sie war noch immer bewußtlos.

Doch nie wurden die Leutchen ungeduldig, daß sie ihre Zeit und Arbeitskraft in solcher Weise in Anspruch nahm. Sie freuten sich, daß ihnen jemand geschenkt war, auf den sie soviel Liebe aus dem reinen Brunnen ihres Herzens ausgießen

konnten. Mann und Frau sahen sich in die leuchtenden Augen, wenn sie am Krankenbette standen, und fühlten sich wieder jung.

Beide waren überzeugt, daß die Kranke genesen und wieder zu Kräften kommen würde. Ebenso, daß sie von der Krankheit keinen dauernden Schaden davontragen werde. Ihrer Meinung nach bedeutete vielmehr ein solches Fieber eine Art Reinigung des Körpers von Krankheitsstoffen, die man eigentlich willkommen heißen müsse. Deshalb ließen sie ihrem stillen Gäste auch vollkommene Zeit, sich einmal ordentlich auszuruhen und langsam wieder zu Kräften zu kommen. Jeden Tag freuten sie sich über die Fortschritte, welche die Genesung mache und waren froh, ein neues Gesprächsthema gefunden zu haben. Dann küßte die alte Frau das arme Kind auf die Stirn und nannte es ihr Töchterchen, freute sich, wenn das Mädchen anfing, wieder lichte Augenblicke zu haben und über eine Blume oder die spielenden Sonnenstäubchen lachen konnte.

## 5.

## Die erste Botschaft.

Lieber Leser! Denke Dir einmal einen Knochen, um den verschiedene Hunde sitzen. Etwa sechs oder sieben. Jeder rollt die Augen, jeder knurrt, sobald sich der Nachbar röhrt, wagt es aber nicht, zuzugreifen. Er weiß ganz genau, daß sofort alle übrigen ihm ins Fell fahren und eine große, allgemeine Beifzerei entstehen würde. Dabei ist es aber immer noch fraglich, ob einer der Kämpfenden den Knochen wirklich erobern wird; vielleicht finden sich noch andere Gäste ein, und etwa der große, gelbe Fleischerhund drüben von der Ecke mischt sich in die Beifzerei.

So sitzen alle die Sieben und warten. Deshalb ist auch der Knochen noch immer da. Wenn nicht diese scharfe, gegenseitige Kontrolle wäre, hätte sich schon längst einer des Knochens

bemächtigt, ihn sich zu Gemüte geführt und damit die Frage gelöst.

Die orientalische Frage nämlich.

Wenn ich die Mächte, die den halbmondförmigen, alten Knochen so begehrlich betrachten, mit jenen treuen Genossen des Menschen seit der jüngeren Steinzeit verglich, so ist das nicht so böse gemeint, denn ein schöner Hund ist immer noch besser als ein hinterlistiger Löwe oder raubender Adler, und außerdem gibt es kaum einen treffenderen Vergleich.

Wenn man in Europa die Türken für Eindringlinge hält, so hat man damit recht, denn sie gehören ihrem ganzen Wesen, ihrer Geschichte und Religion nach zu Asien. Sie wären auch schon längst hinausgedrängt worden, wenn nicht die gegenseitige Eifersucht der Mächte wäre. Diese Eifersucht hat nun keineswegs den eigenen Vorteil im Auge, — wenigstens behaupten die Mächte das jedem gegenüber, der es hören will, — sondern beabsichtigt nur den allgemeinen Frieden, das „europäische Gleichgewicht“ zu erhalten. Deshalb darf kein Staat das Uebergewicht in den Balkanländern erhalten, weder durch Eroberungen, noch durch Landkäufe oder Verträge. Natürlich sucht man durch Geltendmachung von allerlei Einflüssen, durch Hineinsticken größerer Kapitalien und Ankauß politisch wichtiger Papiere über diese Klausel hinwegzukommen. Alle sind damit einverstanden, daß das türkische Reich eines Tages untergehen muß, und jeder weiß, daß sich auch die Balkanstaaten keiner dauernden Existenz erfreuen, sondern nur als im „Uebergangsstadium“ befindliche Gebiete zu betrachten sind, aber keiner darf sich erlauben, den „franken Mann“ anzurempeln; — dies Recht reserviert jede Macht ausschließlich für sich. Ja, sie sind unter Umständen bereit, mit dem Sultan ein Bündnis zu schließen, — nur damit die Anderen nichts bekommen sollen, wie u. a. der Krieg von 1853—56 lehrte. Auf diese Weise wird die Lösung der schon seit grauer Zeit schwelbenden Frage immer wieder verhindert und hinausgeschoben.

Was wollte man denn eigentlich mit der Türkei machen?

Wahrscheinlich, sie aufteilen. Und diese Aufteilung in ganz harmloser und unauffälliger Form ist ja seit langem im besten Gange. Man läßt einzelne, kleine Staaten, die im Grunde unfähig sind, sich allein auf den Füßen zu halten, entstehen und unterstützt zu diesem Zwecke die verschiedenen Stämme in ihrem „Freiheitsdrange“, will sagen, ihrer Krakehsucht, wirft sich zum Schutzherrn auf, während die Türkei einen Tribut erhält, macht seinen Einfluß immer mehr geltend und läßt sie in einem passenden Augenblicke in seiner Tasche verschwinden, — verleibt sie ein. So teilt man in aller Gemütlichkeit immer weiter und hat noch den schönen Nebenerfolg, daß die orientalische Frage, wenn auch an Bedeutung immer mehr zusammengeschmolzen, bestehen bleibt. Die Türkei weiß das ganz genau und freut sich dessen; die Eifersucht der Mächte garantiert ihr die Existenz auf unabsehbare Zeit und schützt sie besser als flotten, Festungen und Armeekorps.

So zieht sich diese Frage wie ein roter Faden durch die ganze, neuere Geschichte und hat schon viele Kämpfe und blutige Kriege hervorgerufen. Vor allem ist Russland an der Sache interessiert und brachte dies auch früher, besonders im Krimkrieg unzweideutig zum Ausdrucke. Ein Kenner der Verhältnisse sagt von diesem Kriege: „Die formelle Veranlassung zu demselben gab die Stellung des russischen Kaisers als Protektor der griechisch-katholischen Kirche.“ Wie in vielen Fällen, standen politische und religiöse Fragen hier in engem Zusammenhange, und mit Eifer suchte man alles auf das erstere Gebiet herüberzuschieben, schon der Balkanbevölkerung wegen, welcher die politischen Dinge zu hoch waren, deren Fanatismus aber sofort geweckt wird, wenn es sich um Kämpfe zwischen Meffka, Rom und St. Petersburg handelt. Beide Kirchen bilden seit ihrer Trennung unabhängige Ganze. Während die römisch-katholische ihr Oberhaupt in dem Vertreter ihrer geistlichen Interessen, dem Papste in Rom sah, stand auf den russischen Zaren über. Darum ist es ganz erklärlich, griechische Kaiser in Constantinopel. Nach dem falle Stambuls und der Vernichtung des byzantinischen Reiches ging die Würde

auf den russischen Zaren über. Darum ist es ganz erklärlich, daß Russland den größten Einfluß auf die christliche Bevölkerung der Balkanstaaten besitzt und ihn immer mehr verstärkt. Die Anhänger der griechisch-katholischen Kirche haben daher ganz von selbst ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu Russland und sind völlig überzeugt, einst diesem Staate einverleibt zu werden.

Es ist für Russland von allergrößter Wichtigkeit, am schwarzen Meere unbeschränkt zu herrschen. Mögen sich die Balkanwirren lösen, wie sie wollen und sich die Länder und Bezirke ganz nach Belieben verteilen: nie wird Russland seinen Anspruch fahren lassen. Mag sich die politische Lage hundert Mal ändern, immer wird der Zarenstaat aufs neue versuchen, sich in den unbeschränkten Besitz des schwarzen Meeres zu setzen und wird in fünfhundert Jahren so gut wie heute jede Gelegenheit ergreifen, die hierzu dienen kann. Man mag alle Segnungen der Kultur über die Balkanstaaten ausgießen, mag den Leuten ihr Dasein erleichtern und verschönen, mag ihnen soviel Gutes tun, wie man nur will, immer werden sie sich in der Stille nach einer Vereinigung mit dem Oberhaupte ihrer Religion sehnen, und Russland wird nicht ermangeln, diese Sehnsucht immer mehr zu verstärken, bis eines Tages — — eine zweite Balkanfrage zu lösen ist.

---

Hallenberg, sein Freund und Berufsgenosse Webster und der Wirt des kleinen Kaffees: „Zur Stadt Odessa“ saßen gemütlich auf der Veranda und freuten sich ihrer Ausgestunden.

„Sehen Sie, meine Herren, da lese ich gerade, daß man demnächst Familienluftschiffe für zehntausend Rubel herstellen will, also kaum teurer, als ein gutes Automobil. Halten Sie das für möglich?“

„Warum nicht? Alles, was viel begehrte ist, wird mit der Zeit billiger. Es gibt ja schon ganz wohlfeile Automobile“

mit einfacher Ausstattung; hoffentlich ist aber die Zeit noch fern, wo jeder Maurer zu seiner Arbeitsstätte im Kraftwagen fährt, wie sonst auf dem Rade. Auch die ersten Räder waren ungeschickt, unschön und teuer, jetzt hat jeder Schuljunge eins. — Wirklich die Luft erobern werden wir aber erst, wenn wir uns vom Gas emanzipieren, und bis dahin hat es noch gute Wege. Billige Flugmaschinen allerdings werden bald so gebräuchlich sein, wie Fahrräder."

„Ich sah auf einer Ausstellung in Deutschland mal 1903 ein Familienluftschiff, das 60 000 Mk. kosten sollte," sagte der Engländer, „3000 Pfund Sterling."

„Alle Achtung" meinte der Wirt. „Ein großes Ding?"

„O ne. Man hatte damals noch die „Größenangst", und Luftschiffe über 150 Meter Länge wagte man gar nicht zu bauen. Das, von dem ich redete, war 60 Meter lang bei einem größten Durchmesser von  $10\frac{1}{2}$  Metern und 3500 Kubikmetern Gas. Vorn waren Tiefensteuer und hinten eine Holzschraube von 5 Metern Durchmesser —, obwohl kleinere und sich schneller drehende Schrauben besseres leisteten. Der Motor hatte 120 HP. Später kaufte ein Schmuggler das Ding, und es gab noch großen Skandal. Der Pariser Verband für Völkerrechtsstudien, der damals gerade mit seinen Vorarbeiten für eine „Flugapparate-Gesetzgebung" anfing, stellte den Antrag, — der auch durchkam, — die Regierungen seien zur Ausstellung von Bescheinigungen für Lenkballons anzuhalten, daß die Apparate bei Vermeidung ihrer Konfiskation nicht Schmuggelzwecken dienen sollten."

„Es ist doch eigentlich schade, daß man gleich zu Anfang immer die Verwendung dieser Apparate zu Kriegs- und eigen-nützigen Zwecken betont hat, statt auch ihren sonstigen Anwendungsformen die nötige Aufmerksamkeit zu schenken," sagte der Wirt, sich behaglich zurücklehnd. Er blies den Rauch seiner Zigarette empor und blickte nach den weißen Wolkenballen am tiefblauen Himmel, die langsam über das glitzernde Meer heranzogen. „Wie schön fährt sich's nicht in solch einem Lenkballon! Keine Seefahrt, keine Automobiltour bietet mir

im entferntesten gleichen Genuss. Man merkt kaum, daß man sich vorwärts bewegt, hat die reinste Luft um sich und die prächtigste Aussicht; kein Schütteln, kein Staub, kein Benzin-geruch! Wie auf Adlersflügeln gleitet man wohlig dahin; die angenehmste Ruhe erfreut die Nerven. Man fühlt sich so frei, so ungebunden, unabhängig von Zeit und Raum und ledig aller Sorgen. Nur den einen Wunsch hat man, daß diese Fahrt überhaupt kein Ende nehmen möge. Von einer Eisenbahnfahrt habe ich das noch nie sagen hören."

„Im Jahre 1908 konnte man von Friedrichshafen am Bodensee in  $18\frac{1}{2}$  Stunden bei mittlerem Winde nach Berlin fahren, gebrauchte also noch zwei Stunden länger, als der schnellste Eilzug," fuhr der Engländer fort. „Heute fährt man in 16 Stunden von Berlin nach London, ohne Umsteigen, Staub, Qualm, Seekrankheit, und billiger. Von London nach New-York in  $5\frac{1}{2}$  Tagen, ja, bald wird es noch schneller gehen. Der Traum Jules Vernes, den er einst in „Fünf Wochen im Ballon“ niedergelegt und über den man lächelnd den Kopf schüttelte, nämlich eine Fahrt über Afrika im Luft-fahrzeug, ist längst erledigt und übertroffen. Wie kann man heute nur von fünf Wochen reden! Von Sansibar nach Kamerun quer durch Afrika gehts bei Mittelwind in 3 Tagen, gegen den Wind in 6 und eine frische Brise hinter sich in  $1\frac{1}{2}$  Tagen. Der Abstand gegen die früheren Fußwan-derungs-Expeditionen, die so viel Zeit, Mühe, Menschenleben und Arbeit kosteten und deren Ergebnisse lückenhaft genug waren, weil sie sich immer nur auf einen Streifen von einigen Kilometern rechts und links vom Wege erstreckten, gegen eine solche elegante Spazierfahrt ist ein ganz ungeheurer. Man hält an, steigt ab, photographiert, sammelt oder jagt, und fährt dann wieder weiter. Gegenden, die für unerschließbar galten, besucht man so nebenbei, Landschaften, in denen sich früher die Reisenden mit allen möglichen Kaffern und Hottentotten herumbalgen mußten, um den Durchzug zu erzwingen, betrach-tet man in aller Gemütlichkeit von oben und raucht eine gute Zigarre dabei. Was das Luftschiff für die Vervollständigung

unserer geographischen, ethnographischen, geologischen, — überhaupt naturwissenschaftlichen Kenntnisse in ein paar Jahren geleistet hat, ist so unendlich viel, daß die Arbeiten von Jahrhunderten dagegen verschwinden."

„Dazu kommt noch die Erschließung von entlegenen Goldfeldern, Diamantengruben, Ruinenstädten, der Transport von tausenderlei Gegenständen aus und nach allen Weltteilen, an deren Bewegung früher garnicht zu denken war, die Wasserversorgung, die — — — na, ich will aufhören, denn ein Ende gibts da nicht. Aber unwillkürlich kommt man in Begeisterung, wenn man sich das alles ausmalt und überlegt, wie sich die Welt in den paar Jahren geändert hat.“

„Bloß hier merkt man nicht allzuviel davon,“ meinte der Wirt.

„Warten Sie nur ab! Kein Ort, sei er noch so entlegen, kann auf die Dauer diesen Einflüssen entgehen, so wie keine Burg einst den Folgen entging, welche die Erfindung des Pulvers nach sich zog.“

„Ich möchte Sie eins fragen, Mr. Webster,“ bemerkte der Wirt. „Wenn so ein Zeitungsluftschiff zurücktelegraphiert, benutzt es natürlich Funkenspruch. Wenn nun aber Nebel herrscht, und sich infolgedessen nicht mit Wellen telegraphieren läßt?“

„Taubenpost, die geht immer. Ja, ganz läßt sich die tierische Kraft doch nicht ausschalten.“

„Sind Sie mal in einem Zeitungsluftschiff gefahren, Mr. Webster?“

„Oft genug. Bei und in London haben alle großen Blätter ihre eigenen Luftschiffe, wie z. B. schon früher die amerikanischen Blätter eigene Dampfer und Nachten hatten. Natürlich, die Konkurrenz und die Reklame! Was das Luftfahrzeug als Reklamemittel herhalten mußte, ist ja gar nicht zu sagen. In der ersten Zeit warfen wir Hunderttausende von Reklamezetteln herunter, was gut bezahlt wurde. Als das Verbot aufkam, und es auch untersagt wurde, durch besondere Pfeifen, Nebelhörner, Sirenen und überhaupt ruhestörende Apparate

auf sich aufmerksam zu machen, wenn es nicht nötig sei, besonders bei Nacht, wurde das natürlich anders; dafür gab es aber alle Wochen etwas Neues. Und Zeit wurde es, daß man mit Verboden einschritt, denn ein Wunderdoftor ließ bereits ein Luftschiff in dreißig Meter Höhe über den Dächern hinfahren, das von Reklamen in den schreiendsten Farben und den buntesten Flaggen wimmelte und in dem ein Riesenphonograph fortgesetzt brüllte: „Smiths Haarwuchsmittel ist das beste! Kauft Smiths Haarnahrung! Probbedose gratis!“ Wenn das noch andere nachgeahmt hätten, wäre die Sache unerträglich geworden. Aber der Mann soll ein gutes Geschäft dabei gemacht haben.“

„Wissen Sie übrigens,“ fuhr Webster fort, „daß unsere englischen Dichter sich viel mit dem Luftschiffe befaßten und z. B. Lord Tennyson seine Bestimmung zum Teil ganz richtig vorausgesagt hat?“

Und damit begann er zu deklamieren:

... . Sah Verkehr den Himmel füllen, sah Fregatten ihn befahren,  
Zaubersegel hoch im Aether, niederwehend mit den Waren,  
Hörte Schlachtruf in den Wolken, und herab floß blut'ger Tau,  
Von der Völker luft'gen flotten, die sich stritten hoch im Blau.“

„Nun, werter Herr, das können die Engländer nicht alleine, und ich will Ihnen zum Beweise zwei deutsche Dichter namhaft machen, obwohl es Beispiele in Hülle und Fülle gibt. Schon der mystisch angehauchte Schwabe J u s t i n u s K e r n e r spricht etwas Ähnliches aus und nennt es einen „unglückseligen Traum.“ Er denkt nämlich nur an einen Handelsverkehr über den Wolken und will in Gras und Blumen liegen und sich am blauen Himmel sattsehen, ehe es zu spät ist. Die Stelle heißt so:

„Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit, das Fliegen,  
der unsel'ge Traum,  
Dann flieht der Vogel aus den Lüften, wie aus dem Rhein der  
Salmen schon,

Luftschiff 13.

Und wo einst singend Lerchen schifften, schifft grämlich stumm  
Britanniens Sohn.  
Schau ich zum Himmel, zu gewahren, warum's so plötzlich  
dunkel sei,  
Erblick' ich einen Zug von Waren, der an der Sonne schifft  
vorbei.  
Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine, such' nach dem Regen-  
bogen feck,  
Ist es nicht Wasser, was ich meine, — wurd' in der Luft ein  
Gelfas̄ leck."

„Das kann passieren,” sagte Webster, „aber ihr Deutschen  
müßt auch aus allem die finsterste Seite herausfinden! Da  
klingt es doch viel schöner, was mein Lord sagt.“

„Warten Sie nur! Ihr englischer Dichter denkt an Krieg  
und Handel, während der Deutsche fürchtet, daß die Poesie  
entfliehen wird, — genau so, wie einst beim Bau der ersten  
Eisenbahnen. Aber da gibt es noch andere Klänge, und ich  
will ihnen jetzt die ersten Zeilen aller Luftschiff-Poesie mit-  
teilen, verfaßt von unserm lebensfrohen Gottfried Keller:  
„Und wenn vielleicht in hundert Jahren ein Luftschiff hoch mit  
Griechenwein  
Durchs Morgenrot käm hergefahren, — wer möchte da nicht  
Fährmann sein?  
Dann bög ich mich, ein sel'ger Zecher, wohl über Bord von  
Kränzen schwer,  
Und gösse langsam meinen Becher hinab in das verlass'ne  
Meer.“

„Sehr hübsch; — ah, der Postbote!“

Dieser Ausruf des Engländer galt dem einfach uniformierten Mann, der auf die Veranda zukam. Freundlich händigte er den Beiden, die ihm im Gegensatz zu den anderen besser gestellten Militärpersonen gelegentlich ein Trinkgeld ver-  
abfolgten, die Post Sachen aus. Es wurde für sie nun Zeit,  
sich wieder in die Station zu begeben; sie zahlten und verab-  
schiedeten sich auf baldiges Wiedersehen.

Unterwegs bemerkte Webster noch: „Hören Sie mal, ich

habe so eine Ahnung, daß wir beide in kurzer Zeit mit dem neuen Hauptmann Konitschek einen Zusammenstoß haben werden.

„Hm, für einen sehr angenehmen Menschen halte ich ihn allerdings auch nicht, aber ich wußte nicht, was er uns wollte. Ich tue meine Pflicht und damit fertig.“

„Auf diesem Gebiet wird er uns allerdings nichts nachsagen können. Aber ich habe bemerkt, er ist kein Freund von uns. Ob es ihm nun nicht paßt, daß wir als Ausländer seine Schiffe lenken, oder ob er sonst etwas hat, das weiß ich nicht.“

„Wenn er uns nichts Dienstliches zu sagen hat, kann uns das furchtbar egal sein.“

„Er knurrt über die Engländer und die Deutschen. Neulich war er in meiner Abwesenheit an meinem Luftschiff und hat da allerhand von „verdammten Engländern“ bemerkt. Die Besatzung teilte mir das mit. Passiert so etwas noch einmal, so stelle ich ihn zur Rede.“

„Das lassen Sie nur lieber bleiben, denn bei Beschwerden ziehen Sie doch immer den Kürzeren. Der Vorgesetzte hat immer Recht. Aber ich kann mir die ganze Sache schon erklären: der Mann hat das Schicksal seines Vorgängers vor Augen und will nun uns „hier in die Höhe bringen“. Leider fängt er es verkehrt an, aber ich bin überzeugt, daß er die beste Absicht hat. Man wird wohl bald mal wieder revidieren, und da will er glänzen. Nun traut er der Sache so recht nicht, kennt auch selbst zu wenig davon, deshalb ist er etwas unsicher. Er möchte an allen Ecken zugleich mit Verbesserungen anfangen und läuft sich daher selbst in den Weg. Neue Besen fehren gut; er wird sich schon abnutzen und sehen, daß er ohne uns nicht fertig werden kann!“

„Besonders, da er gegen uns nichts ausrichten kann, weil wir doch im Grunde die ganze Geschichte dirigieren. Was wollte er wohl machen, wenn er uns zu feinden hätte! Es ist ja eine große Kleinigkeit, so ein Luftschiff zu ruinieren. Wenn

ers mit mir zu tun bekommt, renne ich ihm einfach £. 12 wie eine Petroleumflasche auf dem Erdboden zusammen."

„Nur ruhig Blut! Dazu wird es denn nun doch nicht kommen.“

„Iawohl, das tue ich,“ beharrte der Engländer, der sich anscheinend sehr geärgert hatte. „Außerdem ist sonst noch etwas in der Luft.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Das weiß ich nicht, das fühle ich. Aus allem heraus ist es zu spüren.“

„Was soll das denn sein?“

„Immer feldmarschmäßig, immer kriegsfertig! Im Laboratorium stellt man Nitroglyzerin, Pikrinsäure und alles mögliche Teufelszeug her. Alles geht flott, Galopp . . . Ich wette, daß es Krieg gibt.“

„Ach Unsinn! Mit wem sollte Russland denn Krieg führen?“

„Nun, es kann überall etwas gebrauchen . . . Weiter fehlte nichts, als daß wir mitmüssten.“

„Das wäre eben nicht zu ändern. Wir sind kontraktlich und durch unser Ehrenwort dazu verpflichtet.“

„Sagen Sie mal, — wenn es jetzt Krieg mit Deutschland gäbe? Was machen Sie denn?“

Hallenberg stützte. „Das ist ganz ausgeschlossen.“

„Mag sein, aber angenommen, — was machen Sie? Wir haben uns auf die drei Jahre verpflichtet, weil wir annahmen, daß Russland aus gewissen Gründen die Lust zum Krieg führen vergangen sei. Eine Klausel in unserem Kontrakt, daß wir nicht gegen unser Heimatland kämpfen wollten, gabs natürlich nicht. Da heißt es einfach „für Frieden und Krieg“. Also, — was würden Sie anfangen?“

Der Deutsche überlegte. „Der Fall ist ja im Grunde ganz unmöglich, aber wert, ihn zu überdenken. Es wäre also ein Kampf zwischen Pflicht und Vaterlandsliebe, — zwischen zwei Pflichten. Wenn sich jemand gar nicht zu helfen weiß, greift er zur Pistole. Das wäre hier aber zu dumm. Natürlich geht

mir mein Vaterland vor Russland, aber andererseits habe ich auch freiwillig den Vertrag abgeschlossen. Was soll man da tun? Dass ich keine deutsche Stadt bombardieren würde, ist doch sicher."

„Das wollte ich nur hören. Wissen Sie, aber dasselbe denkt der Hauptmann von uns; ich würde natürlich auch keine englische bombardieren. Und deshalb misstraut er uns. Noch einen Schritt weiter: er denkt bereits an unsere Verwendung in einem Kriege und ist deshalb in schlechter Laune. Und dieser Krieg wird gegen Deutsche oder Engländer geführt werden!"

„Sie übertreiben wieder, Webster! So eilig geht das nicht."

„Sie werden später sehen, wie sehr ich recht hatte. Wenn es Deutschland nicht ist, so ist es Österreich, denn England hat mit Russland zu wenig zu tun."

„Gut, wie Sie wollen. Aber um auf die Frage von vorhin zurückzukommen: was würden Sie also tun, wenn Russland z. B. mit England Krieg führte?"

„Na, das ist doch sehr einfach. Ihr Deutschen seid doch furchtbar schwerfällig. Wenn man in einer solchen Lage ist, dann kümmert man sich nicht um Paragraphen und Papier setzen, dann folgt man einfach seinem Gefühl. Was ich tun würde? Na, hier die Luftschiffe und was dazugehört unbrauchbar machen. Ich habe dem Zaren keine Treue geschworen, ich bin nur Kontraktarbeiter, und der Krieg löst natürlich solche Kontrakte. Noch viel besser wäre es, einfach mit den beiden Luftschiffen nach England durchzubrennen."

„Dagegen sollte sich die Besatzung wohl sträuben."

„Die tut, was wir wollen, das wissen Sie so gut wie ich. Und mit den paar Mann würden wir schon fertig."

„Sie sagen immer „wir“. Ich soll also mit durchbrennen?"

„Natürlich. Ich würde es im anderen Falle auch Ihnen zur Liebe tun. Das wäre mal was Neues. Es ist noch nicht lange her, da gab es hier meuternde Kriegsschiffe; — meuternde Luftschiffe, das wäre wirklich noch nicht dagewesen!"

„Nun seien Sie aber bloß still; denken Sie nur, wenn uns

jemand hören würde. Wir wären ja verloren . . . Da kommen auch schon Soldaten. Mann, seien Sie doch vorsichtiger und reden Sie hier nie von solchen Sachen."

„Aber habe ich nicht Recht?"

„Das gebe ich zu . . . Still! Der will was von uns, ich glaube, von Ihnen."

Ein Soldat, der zur Besatzung des L. 12 gehörte, kam hastig und erregt heran. Er salutierte und sagte: „Es ist gut, daß ich Sie treffe, Herr Steuermann; der Hauptmann hat mich ausgeschickt, Sie zu suchen."

„Suchen?" sagte der Engländer gedehnt. „Was hat er mich suchen zu lassen? Ich habe jetzt meine Freizeit."

„Ja, er . . . er sagt, die Akkumulatorenbatterie müsse kaputt sein."

„Was für Akkumulatoren? Was gehen mich seine Akkumulatoren an?"

„Herr Steuermann, — die von unserem Luftschiff."

„Die sollten nicht in Ordnung sein? Ist ja Unsinn!"

„Nein, sicher . . . er hat's ein paar Mal gesagt."

„Wie will der denn das überhaupt wissen?"

„Er war im Schuppen!"

„Was!" fuhr der Engländer auf. „In meinem Schuppen hinter meinem Rücken! Wollte wohl nachsehen, ob ich das Luftschiff nicht gestohlen habe."

„Es hat uns allen nicht gepaßt," sagte der Mann vertraulich mit halblauter Stimme. „Er hat so viel herumgearbeitet, bis sie kaputt waren."

„Na warte," knirschte der Engländer zwischen den Zähnen hervor, „warte, Bürschchen!"

„Aber, Mr. Webster, regen Sie sich doch nicht so auf," fiel Hallenberg beruhigend ein. „Er ist doch Ihr Vorgesetzter und hat das Recht dazu. Sicher hat er es garnicht böse gemeint, sondern sich nur belehren wollen, und ärgert sich jetzt selbst."

„Ich will ihn schon belehren!" stieß der Engländer hervor. „Er soll mir nur kommen!"

„Aber Mr. Webster, Sie sind doch sonst so ruhig!"

„Es gibt gewisse Dinge in der Welt, die ich nicht vertragen kann. Dazu gehört, daß man mir nachspioniert. Der sucht etwas, der will etwas finden, verlassen Sie sich darauf! Na, da kommt er bei mir gerade an den Rechten!“

„Aber Mr. Webster, so . . .“

„Entschuldigen Sie, ich will jetzt gehen. Muß erst wissen was er hat.“

Der Engländer eilte mit seinem Begleiter dem Schuppen zu, während Hallenberg nichts Gutes ahnend, seiner Wege ging. Die Tür des Schuppens, die für Personenverkehr benutzt wurde und in das Wellblech des einen Flügels eingeschnitten war, stand weit auf. Soldaten liefen herum, und er hörte die erregte Stimme des Hauptmannes: „Ich will dieser Bummelei nun ein für allemal ein Ende machen.“ Da fragte ihn unvermutet jemand, den er nicht sah und der seitwärts stehen mußte: „Meinen Sie mich, Herr Hauptmann?“

Er wandte sich um und blickte in zwei drohende, stahlgraue Augen und entschlossene, scharfgeschnittene Züge.

„Nein, ich . . . meinte nur so im allgemeinen. Gehen Sie an Ihre Arbeit.“

„Sie meinen: an meinen Dienst . . . So . . .“

Jetzt zuckte es auch in den Augen des Hauptmannes auf, aber er sagte nichts.

„Dann wollen wir also mal sehen,“ sagte Webster recht gemütlich. Er öffnete die schmale Eisentür und tastete links nach dem Schaltbrett. Ein Hebedruck, und das Innere der mächtigen Halle war hell erleuchtet.

„Wo ist denn der Schaden, Herr Hauptmann?“

„Sehen Sie die Akkumulatoren der vorderen Gondel nach,“ sagte dieser halb abgewandt.

Mit ein paar Handgriffen schaltete Webster die Beleuchtung um, so daß die Birnen im hinteren Teil der Halle erloschen. Das mächtige Luftschiff mit seinen gewaltigen Abmessungen lag wie ein drohendes Ungeheuer der Vorwelt da; — ein Drache in seiner Höhle. Man trat ein, und Webster ließ nun die ganze Beleuchtung der vorderen Gondel erstrahlen.

In den Boden waren Akkumulatoren neusten Systems eingebaut, wie Edison sie erfunden hatte. Statt der schweren Bleiplatten benutzte man bei ihrem Bau dünne Zink- und Kupferstreifen und ein dem Radium ähnliches Metall in kleinen Mengen. Webster hob die Bodenplatten der Gondel mit Unterstützung zweier Soldaten auf und sah, daß alles in bester Ordnung war; nur hatte eine ungeschickte Hand einen Draht gelockert und daher den Strom geöffnet. Mit einem einzigen Griff war der Schaden furiert. Ein weiterer Druck, und die Glühlampen der Gondel, jetzt vom Strom der Akkumulatoren getrieben, flammten auf.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann, alles in bester Ordnung.“

„Bitte, drücken Sie sich etwas militärischer aus. — Uebrigens, was haben Sie da in Ihrem Koppelriemen?“

Webster griff danach. „Meine Brieffschaften.“

„Brieffschaften? Sie korrespondieren, ohne die Briefe der Kommandantur vorzulegen?“

„Gewiß. Ich unterstehe nur den Bestimmungen meines Kontraktes und bin kein Soldat, sondern technischer Beamter in militärischem Range.“

„Und da können Sie mit dem Auslande korrespondieren? Ueber alles, was Sie wollen?“

„Ich verstehe schon, Herr Hauptmann. Seien Sie unbesorgt. Ich bin durch meinen Kontrakt verpflichtet, keine militärischen Geheimnisse zu verraten.“

„Man hat Beispiele genug,“ fing der Hauptmann an, brach aber seinen Satz ab, ohne ihn zu vollenden. Dann sagte er hastig: „Welche Zeitung halten Sie?“

„Gar keine.“

„Verstehen Sie mich recht. Es ist natürlich meine einfache Pflicht, Ihre politischen Ansichten zu kennen, und Sie werden es daher nicht mißverstehen, wenn ich Sie nochmals und ausdrücklich frage: Sie halten wirklich keine Zeitung?“

„Nein, Herr Hauptmann, ich halte keine Zeitung.“

„Danke. Dann will ich Ihnen auch gleich bekannt geben, daß ich einem Befehle meiner Vorgesetzten folgend von heute

an verbiete, daß jemand eine Zeitung innerhalb oder außerhalb der Station liest. Kein Blatt Druckpapier darf mehr hereingebracht werden. Weiter habe ich, einem Befehle folgend, bestimmen müssen, daß . . . hm . . . hinfest kein freier Ausgang mehr ist. Niemand darf ohne ausdrücklichen, besonderen Befehl die Mauern der Station verlassen.“

„Das trifft doch hoffentlich die technischen Beamten nicht, Herr Hauptmann. Wir haben unsere garantierte Freizeit. . .“

Konitscheff überlegte. Er konnte ja einfach befehlen, aber er wollte den Bogen nicht zu straff spannen. Vorläufig durfte er es mit den Technikern nicht verderben, sonst ließen ihn diese bei einer Revision elendiglich hereinfallen. Aber nach und nach wollte er die Zügel etwas straffer anziehen.

„Nein, Ihre Rechte werde ich stets unangetastet lassen. Aber ich muß Sie dann ersuchen, mir zu versprechen: nie draußen eine Zeitung zu lesen oder über politische Dinge zu reden.“

„Das letztere ist wohl kaum durchführbar . . .“

„Hm, — ist ja so eine verzwickte Sache. Ich hätte wohl das Recht, Sie zurückzuhalten. . . Nein, ich verzichte. Aber wie ist es mit dem Zeitungslesen?“

„Ich verspreche Ihnen, Herr Hauptmann, draußen keine Zeitung zu lesen, keine hereinzuschaffen und drinnen zu lesen.“

Der Hauptmann war etwas erstaunt über diese Bereitwilligkeit, um so mehr, als in den Augen des Engländer ein leichter, spöttischer Schein lag.

„Dann wollte ich Ihnen noch weiter sagen: morgen früh lassen Sie um Acht klarmachen für eine Dauerfahrt. Ihr Kollege in die hintere Gondel. Lassen Sie Geschosse an Bord bringen, überhaupt alles kriegsmäßig ausrüsten und die größtmöglichen Vorräte mitnehmen. Ich will nämlich einmal sehen, was Ihr Fahrzeug unter Anspannung aller Kräfte und mit allem versehen, was es braucht, im Kriegsfalle leisten kann.“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Soll die Mannschaft bleiben oder soll von jedem Luftschiff die Hälfte antreten? Die Luftschiffe sind ja völlig gleich.“

„So? Sagen Sie mal, weshalb hat Ihr Kollege als Besatzung fast nur Deutsche ausgesucht?“

„Die Söhne von den deutschen Ansiedlern der Krim sind brauchbar und intelligent. Außerdem wird er sicher besser Auskunft darüber geben können, als ich.“

„Danke sehr! Nun, da die Luftschiffe ja doch gleich sind, wollen wir morgen lieber das Fahrzeug Ihres Freundes mit seiner intelligenten Besatzung steigen lassen. Er ist ja auch ein Deutscher! — Sie natürlich in die zweite Gondel!“

„Zu Befehl.“

Der Hauptmann grüßte und ging.

Er fand seinen Freund in der gemeinsamen Wohnung vor, die, von den andern Räumen abgesondert, dem Laboratorium gegenüberlag. Es standen ihnen vier Zimmer zur Verfügung, von denen sie zwei gemeinsam benutzten.

„Na, wie war's?“ fragte Hallenberg, der rauchend auf dem Sofa lag. „Schon fertig mit dem Krach?“

Webster erzählte. „Um meisten gefiel mir seine Fragerei nach der Zeitung. Wissen Sie, — kriegsmarschmäßig, Deutsche, das müsste auch noch dazu. Immer dasselbe. Und ich glaube auch zu wissen, weshalb wir keine Zeitungen lesen sollen. Es steht etwas drin, was — ich schon vorhin vermutete. Na, da ist es ja gut, wenn man sich vorgesehen hat.“ Damit schnitt er einen besonders dicken Brief auf. „Nun wollen wir bald wissen, woran wir sind.“

Webster hatte ganz einfach mit einigen Freunden die Vereinbarung getroffen, einige bestimmte Zeitungen für ihn zu lesen und ihm wichtige Artikel auszuschneiden. Diese erhielt er dann als Brief. Er hatte also dem Hauptmann gegenüber ganz gut behaupten können, daß er keine Zeitung lese.

Dem Kuvert entfielen eine Menge Streifen und Blättchen. Einige waren rot umrahmt, nach diesen griff der Engländer zuerst.

„Bitte, Hallenberg, schließen Sie die Tür.“

„Aber warum? Sie ist ja zu.“

„Tun Sie nur, was ich sage. Drehen Sie den Schlüssel

herum. Nun kommen Sie mal hierher und seien Sie ganz still. Sagen Sie nichts; nicht laut werden!"

„Aber was . . . ?"

„Scht! — Rumänien und Österreich sind im Kriege. Es ist ein Aufstand vorgefallen, wenn man das so nennen kann. Kurz, die Rumänen wollen von Österreich los und selbständige sein. Russland . . ."

„Was?"

„. . . steht auf Seiten der Rumänen und soll ganz leise anfangen, mobil zu machen. — — So, nun wissen wir's!"

## 6.

### Kämpfende Adler.

„Alles in Ordnung?" fragte Hauptmann Konitscheff, als er die enormen Vorräte gemustert hatte, welche das Luftschiff an Bord nahm.

„Alles in Ordnung. Klar zur Abfahrt."

Man befand sich noch in der Halle. Das Luftschiff lief auf Gleitschienen, an denen es sich mittels verschiedener Klammern festhielt. Durch einen Ruck an Ketten konnte man die Greifklammern leicht öffnen, und das Fahrzeug war frei.

„Ich fahre mit, wie ich Ihnen sagte."

Die Tür im Geländer der Gondel war noch offen. Hallenberg befand sich vorn. Der Hauptmann sah sich noch einmal in der Gondel um und besichtigte dann die Barometer und Thermometer.

„Was meinen Sie, werden wir gute Fahrt haben?"

„Sicher. Darf ich fragen, wie lange die Fahrt . . ."

„Ich werde Ihnen schon unterwegs Instruktionen geben. Ist das Fahrzeug genau ausbalanciert?"

„Gewiß, Herr Hauptmann."

Konitscheff ging den Verbindungssteg zur zweiten Gondel entlang, wo der Engländer an den Steuereinrichtungen stand und ihn mit wenig freundlichen Blicken musterte.

In jeder Gondel befanden sich ein Führer, ein zweiter Steuermann, zwei Mechaniker für den Motor und zwei Soldaten, also sechs Mann. Im Mittelgang hatten die neun Artilleristen Aufstellung genommen. Im ganzen zählte die Besatzung mit dem Hauptmann 22 Personen.

„Herr Steuermann, ich habe Ihnen noch eine Mitteilung zu machen,“ sagte der Hauptmann in einem Tone zu Webster, daß jeder heraushören konnte, etwas wenig angenehmes werde folgen. Vor einer halben Stunde ist von Odessa her Herr Hauptmann Charkow mit dreißig ausgebildeten Leuten eingetroffen. Sie werden gleichzeitig mit- und auffahren und das £. 12 dazu benutzen. Dann wollen wir einmal entscheiden, welches Fahrzeug besser bedient wird . . . Sagten Sie etwas, Herr Steuermann?“

„Nein, ich . . . ich sagte nichts.“

„Sie haben auch nichts zu sagen. — — — Lassen Sie in der ersten Gondel das Fahrzeug hinausschleppen.

Wie ein Schlitten glitt das Luftschiff auf seinen mit Öl begossenen Schienen vorwärts. Hallenberg, der dem Manöver zusah, hatte nur einen Gedanken, — daß Webster ruhig bleiben und keine unbesonnenen Streiche machen möge. Der Engländer raste innerlich und verlor immer mehr seine Selbstbeherrschung. Seine Hände preßten krampfhaft alle die Handgriffe, Kurbeln und Hebel der Steuerung. Auch die Leute, bei denen er sehr beliebt war, — was man vom Hauptmann nicht behaupten konnte, — machten unzufriedene Gesichter.

Rechts und links drehten je zwei Soldaten in den Ecken der Halle an Winden, und immer mehr öffnete sich das in Schienen laufende Doppeltor. Jetzt glitt das Luftschiff langsam und fast unheimlich hindurch. Die Sonne spiegelte sich in dem blitzenden Aluminium und den Messingteilen des Geländers. Eine gut gepuzte Glocke, die im Mittelgang hing und bei Nebelwetter Signale geben sollte, strahlte wie helles Gold.

Aber nicht die erwartungsfreudige, muntere Stimmung, wie gewöhnlich bei Aufstiegen herrschte; man sah verdrossen und kalt drein. Jeder warf unbemerkt einen Blick nach links,

wo L. 12 aus der Halle geschleppt wurde, nur Webster wandte den Kopf ab. Alle verstanden aber, was er fühlte. Ein Kapitän liebt sein Schiff und gibt ihm deshalb einen Frauennamen; der Luftschiffer verwächt völlig mit seinem Fahrzeuge.

„Klammern — — los!“

Mit einem Ruck schnellte das Fahrzeug in die Lüfte. Die Leute hielten sich an den Stangen fest oder schoben den Arm in besondere Lederschlingen; sie lächelten heimlich, als sie den Hauptmann taumeln sahen.

Webster hätte durch die Höhensteuer den Aufstieg leicht regulieren können, aber er rührte keinen Finger.

Der Boden sank in die Tiefe. Man hat im Luftschiff überhaupt nicht das Gefühl, daß sich das Fahrzeug bewegt; der Boden scheint sich zu bewegen und die Landschaft sich zu verschieben, ganz ähnlich der bekannten optischen Täuschung, die sich bei Eisenbahnfahrten zeigt. Doch hier kommt noch die Geräuschlosigkeit der Bewegungen und der Mangel an Erschütterungen dazu, was den Eindruck verschärft. Immer kleiner wurden die Schuppen. Da schien auch L. 12 fertig zu machen. Es sah von hier wie eine silberne Röhre aus und wurde mit jeder Minute kleiner. Die Gegend glich einer Landkarte, auf welcher der Übungsort nur einen gelbgrauen Fleck und die Schuppen kleine Striche darstellten. Die dreieckige Landzunge lag schon etwas rechts, denn man hatte Seitenwind.

„Wie hoch wollen Sie denn eigentlich?“

„Wie der Herr Hauptmann befehlen!“

„Dann . . . 800 Meter.“

Die Höhensteuer traten in Tätigkeit. Vorn prasselten und summten die längst angekurbelten Motore und warteten auf ein Kommando. Die Leute wurden schon etwas unruhig.

„Geradeaus, auf das Meer zu!“

Unten schrumpfte die Landkarte zusammen. Man befand sich senkrecht über dem weißen Schaumgürtel, dann über den kleinen Wellen, die bis in diese Höhe heraufglitzerten. Nun glitt unten der riesige Schatten des Luftschiffes über die

Meeresfläche dahin. Ein reizendes Bild! Doch war unter den Leuten keiner, der einen Blick dafür übrig hatte. Mit zusammengebissenen Zähnen standen sie auf ihren Plätzen, — hinter dem Motor, am Schaltbrett, an den Kettenzügen.

Hinter ihnen ging L. 12 unter stetem Arbeiten der Seitensteuer langsam hoch und steuerte gleichfalls dem Meere zu.

„Südwest,“ kommandierte der Hauptmann. „Welche Geschwindigkeit?“

„Zehn Metersekunden.“

„Gut. Gehen Sie auf 1200 Meter.“

Das galt dem Engländer. Das Luftschiff hob sich und stand. Dichte Wolkenmassen zogen seitwärts vorüber, hinderten aber die Aussicht auf das Meer nicht. Das andere Luftschiff hatte inzwischen auch das Meer erreicht.

„Machen Sie kehrt!“

Es geschah, und mit ratternden Motoren ging L. 13 wieder dem Lande zu. L. 12 kam ihm von dort entgegen, und die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen schwand rasch.

„Kreuzen Sie in 300 Meter Höhe das andere Fahrzeug,“ hieß ein neues Kommando. Seine Erfüllung war nicht so einfach, denn L. 12 fing jetzt an, Kurven zu beschreiben.

Konitscheff stand neben dem Engländer. Er beobachtete fortgesetzt den einem Aneroid-Barometer ähnlichen Apparat, welcher die Höhe angab. Eigentlich war das überflüssig; als Führer hatte er unentwegt nach vorn zu spähen.

Der Engländer preßte die Lippen fest zusammen. Er wußte ja Bescheid. Zunächst wollte man ihn los sein, dann würde man jedenfalls seinen Kollegen auch entfernen. Man brauchte sie nicht mehr und misstraute ihnen. Sicher hatte Russland vor, Kriegsluftschiffe in nächster Zeit in den Kampf zu bringen und wollte vorher alle Ausländer entfernen. Nun suchte der Kommandant Gründe für Verweise und Tadel zu entdecken. Da fing er schon an:

„Warum gehen Sie denn nicht tiefer und folgen meiner

Anordnung?" sagte der Hauptmann, auf den Zeiger des Apparates deutend.

„Herr Hauptmann, da muß die Ausdehnung des Gases infolge der Sonnenbestrahlung mitgerechnet werden, und diese beträgt . . . .“

Der Hauptmann wandte ihm den Rücken, beugte sich über das Geländer und blickte in die Tiefe. Das Kreuzungsmanöver gelang vorzüglich. Genau rechtwinklig glitten sie über dem anderen Luftschiff dahin, dessen Bahn schneidend. „Kehren Sie wieder um. — 1400 Meter hoch.“

Ein Ruck ging durch die Drahtzüge, als das Fahrzeug wieder empor schnellte. Aber dieser Ruck hatte noch eine andere, unangenehme Folge. Der zweite Steuermann war dem Befehle recht exakt nachgekommen; der Hauptmann, der einen falschen Platz eingenommen hatte, wurde von der auf schnellen Drahtsehne getroffen und verlor die Nütze. Die Leute grinsten, und er sah es. Wütend fuhr er auf den zweiten Steuermann los und überhäufte ihn mit Schimpfworten.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Hauptmann, aber der Mann ist in seinem Recht. Er hat nur einen Befehl ausgeführt,“ mischte sich Webster ein.

„Wie können Sie sich erlauben, mir ins Wort zu fallen?“ fuhr der Hauptmann herum, während der Gemaßregelte dem Techniker einen dankbaren Blick zuwarf. „Was fällt Ihnen denn ein? !“

„Sie beschimpfen den Mann ohne Grund, und ich leide es nicht, daß einer meiner Leute . . . .“

„Ihrer Leute? Haben Sie denn Leute? Sie sind wohl nicht recht gescheit, was? Wissen Sie, was Sie sind?“

Das Luftschiff glitt über dem Meere dahin, gefolgt von dem etwa 200 Meter tiefer fahrenden Schwesterschiff. Die ganze Besatzung horchte auf.

„Das denke ich zu wissen. Ich bin erster Steuermann, Techniker, und habe dazu den Doktorstitel,“ klang es zurück.

„Ein aufgeblasener Narr sind Sie, dem ich gleich mal den Standpunkt klar machen werde. Sobald wir landen, gehen

Sie bis auf weiteres in Arrest. Ich werde ein Kriegsgericht einberufen, das Sie aburteilen wird."

Die Antwort des Engländer war ein ungeheuer gering-schätziges Lächeln.

"Kommt Ihnen das so lächerlich vor?" schrie der Hauptmann.

"Ich kanns nicht leugnen," entgegnete Webster, der immer ruhiger zu werden schien, je aufgeregter sein Gegenüber wurde.

"Herr, das wagen Sie mir zu sagen? In Gegenwart der Leute? — Was hindert mich eigentlich Hand an Sie zu legen? Ich frage Sie: was hält mich ab, Sie zu ohrfeigen?" brüllte der Hauptmann, dunkelrot im Gesicht.

"Ihre persönliche Feigheit," sagte der hagere Engländer ganz ruhig.

Der Hauptmann zuckte wie unter einem Peitschenhiebe zusammen. Dann sprang er vor und versetzte Webster einen Hieb ins Gesicht. Blitzschnell griff dieser zu, fasste den Hauptmann an der Brust, drückte ihn halb über das Geländer, griff noch einmal nach und fasste in den Koppelriemen, schlug dann die Füße Konitscheffs hoch und ließ los. Wie ein fallender Sandsack stürzte der Hauptmann aus der schwindelnden Höhe herab, wurde kleiner und immer kleiner, bis er zu einem stets schneller fallenden Punkte zusammenschrumpfte. Dann sah man in der Tiefe einen weißen Kreis: er war im Meere verschwunden.

Alles stand wie erstarrt. Mit Blitzgeschwindigkeit hatte sich alles vollzogen. Keiner hatte eingreifen können, denn alles war vorbeigewesen, ehe man begriff, was vorging. Nun war es zu spät.

Der Engländer stand ruhig wieder auf seinem Platze, die Hand an den Hebelen. Hallenberg stellte die Luftschrauben ab und kam angelaufen.

"Aber Mann, Mensch . . . Was haben Sie gemacht!"

"Der schlägt nicht wieder!" sagte Webster ruhig.

"Aber Mann, wie konnten Sie das tun!"

Er hatte es verdient."

„Und wenn . . . bedenken Sie auch die Folgen?"

„Was für Folgen? Was wollen Sie denn machen? Zurückkehren und mich ausliefern?"

„Ich weiß selbst nicht . . . Wer ist denn Führer?"

„Sie."

„Meinetwegen also . . . Ja, was machen wir nun?"

„Weiterfahren."

„Wohin?"

„Das findet sich. Fahren wir nur."

Drüben im anderen Luftschiffe hatte man den Vorfall bemerkt. Man ging sofort bis zur Meeresfläche herunter und freiste über dem Wasser. Die Besatzung von L. 13 sah einige Augenblicke zu. Unten machte man eins der Blechboote los, wie sie für Wasserlandungen mitgeführt werden, und ließ zwei Soldaten einsteigen; dann ging man auf einmal sehr schnell hoch. Wie ein am Grunde des Wassers festgehaltener Kork, der plötzlich seine Bewegungsfreiheit erhält und vom Auftriebe emporgerissen wird, schnellte L. 12 bis in eine Höhe von 1200 Metern. Dann ging es mit der Geschwindigkeit eines Personenzuges auf L. 13 los.

Hallenberg eilte sofort nach vorne.

„Passt auf, Leute, wir werden gleich etwas zu hören bekommen!"

Er hatte Recht. Der Funkenapparat ließ ein Klingelzeichen hören, und Hallenberg schloß sogleich das Ferntelephon an. „Hier Hauptmann Charlow auf L. 12. Ich fordere Sie auf zu halten."

„Was soll ich antworten?" fragte Hallenberg nach rückwärts. „Leute, was meint ihr?"

Der zweite Steuermann sagte nach kurzem Geflüster: „Machen Sie, was Sie wollen. Was Sie tun, soll uns recht sein."

„Schön. — Ich bitte um einen Augenblick Bedenkzeit," telephonierte er nach drüben. Beide Luftschiffe standen jetzt Luftschiff 13.

in etwa 500 Meter Entfernung völlig still. L. 12 befand sich viel tiefer und sah wie ein langer, silberglanzender Fisch aus.

„Also Leute, wir wollen überlegen. Sollen wir zurückkehren? Dann kommen wir alle vor ein Kriegsgericht. Herr Webster wird . . .“ Er brach ab.

„Nein,“ erscholl es von allen Seiten. „Herrn Webster soll nichts geschehen . . . Er hat ganz recht gehandelt . . . Ich hätte es auch so gemacht . . . Nicht zurück . . . Nicht ins Gefängnis . . . Wir ergeben uns nicht.“

„Was dann? Habt Ihr Vorschläge?“

„Wir gehen irgendwo an Land . . .“

Von neuem schellte der Apparat.

„Ich bitte um Antwort.“

„Einen Augenblick noch!“

„Befolgen Sie meinen Befehl! Ich warte nicht! Andernfalls nehme ich Sie sofort unter Feuer!“

„Oho!“

„Was will der? Uns beschließen?“ fingen die Leute an zu murren. „Das kann er ja mal probieren! Laßt ihn mal anfangen!“

„Keine Unbesonnenheiten!“ warnte Hallenberg. „Keiner röhrt etwas an, wenn ich nicht kommandiere! Wir haben an einem Unglück für heute genug und wollen uns durch Torheiten nicht noch mehr Schuld aufladen.“

„Wenn wir aber angegriffen und beschossen werden . . .“

„Unbesorgt, abschlachten lassen wir uns nicht. Dann wehren wir uns. Das ist Notwehr.“

„Ich glaube, die kommt gleich,“ sagte Webster dumpf.

Hallenberg schaute auf und rief vorwurfsvoll herüber: „Webster, Sie haben uns in eine böse Lage gebracht! Das hätten Sie nie tun dürfen!“

Der Engländer sprang vor. „Hier bin ich, liefert mich aus!“

„Daran denkt niemand. Es ist auch nicht Zeit zu Gesprächen. Was sollen wir also jetzt machen?“

Der zweite Steuermann, Kuhlmann, Sohn eines deut-

schen Ansiedlers, trat vor und sagte: „Darf ich ein paar Worte sprechen?“

„Gewiß doch!“

„Nun, ich glaube, daß das, was ich zu sagen denke, die Meinung von Allen und das Richtige ist. Das Unglück, das nun geschehen ist, können wir nicht ändern. Auch machen wir Herrn Webster keinen Vorwurf. Ein solcher Herr läßt sich nicht ins Gesicht schlagen. Das Schlimme ist nur, daß es sein Hauptmann war, den er über Bord geworfen hat. Wir wissen auch, daß er verloren ist, wenn wir landen. Uns aber wird es auch nicht gut gehen. Ob wir nun etwas getan haben oder nicht, wir sind eben dabei gewesen und man wird uns sagen, wir hätten die Sachen verhindern sollen. Man wird das „Teilnahme am Aufruhr“ nennen, und was uns blüht, ist eine Salve und ein Sandhaufen. Habe ich recht?“

Alle stimmten bei.

„Es ist für uns also weiter nichts als ein Unglück gewesen, das eben jeden Menschen zu jeder Zeit treffen kann, und wir müssen nun wissen, was wir tun wollen. Lange wird der Hauptmann drüben auch wohl nicht warten. Herrn Webster verlassen wir nicht und Herrn Hallenberg auch nicht. Wir selbst wollen doch auch noch ein paar Jahre leben. Da bleibt uns nichts anderes, als weiterzufahren. Wir haben volles Vertrauen zu unserm Führer und wissen, daß er schon das Beste tun wird, was sich machen läßt. — Ich denke auch, wenn jemand im Schnellzug sitzt, und die Polizei ist hinter ihm her, der wäre doch ein großer Narr, wenn er aussteige. Wenn das Luftschiff uns nicht gehört, so macht das nichts, denn wir haben nicht Zeit, uns ein anderes zu kaufen. Mit den großen Vorräten an Proviant und Betriebsmaterial können wir ja sehr weit kommen, und Herr Hallenberg wird schon eine passende Gegend finden. Mag er überhaupt tun, was er will, wir heißen alles gut.“

Beifälliges Murmeln ertönte ringsum.

Hallenberg begann: „Freunde, ich will gerne den mir angetragenen Posten annehmen und alles tun, was nur in mei-

nen Kräften steht, denn etwas anderes bleibt uns ja doch nicht übrig. Aber ich habe damit eine furchtbare Verantwortung übernommen, und wenn ich je in die Lage käme, mich rechtfertigen zu müssen, so weiß ich nicht . . . ."

„Zur Sache!“ rief der Engländer von drüben. „Es ist keine Zeit zu langen Reden. Wie sollen wir uns gegen Luftschiff 12 verhalten?“

„Was meint ihr?“ wandte sich Hallenberg an die Leute.

Der Steuermann trat wieder vor. „Wenn es noch die Leute von 12 wären, die sonst darauf sind und die wir alle kennen, dann wäre die Sache anders. Aber es ist ein fremder Hauptmann mit seinen Leuten, der uns gar nichts angeht. Er mag uns in Ruhe lassen. Wenn er aber angreift und wir in Lebensgefahr kommen, so wehren wir uns.“

Wie eine Antwort auf diese Herausforderung blickte es plötzlich in der vorderen Gondel des gegnerischen Luftschiffes auf und ein Geschoss sauste durch das Gitterwerk des Verbindungssteges, dicht an der Signalglocke vorbei, daß die Artilleristen zur Seite sprangen. Jedenfalls hatte der Schuß dem Motor, dem empfindlichsten Punkte eines Kriegsluftschiffes gegolten.

Mit einem Ruck stellte Webster die Höhensteuer, und sausend stieg das Fahrzeug über tausend Meter empor. „Das kommt davon, daß hier die Zeit mit Redensarten vertrödelt wird, statt kurzen Prozeß zu machen,“ sagte er dabei. „So, nun will ich der Letzte sein, der drein redet. Hier gibts keine Volksabstimmung, sondern einfach Kommandos. Herr Hallenberg ist unser Kapitän, und wir haben nur zu gehorchen; ich auch.“

Gleichzeitig ging auch L. 12 in die Höhe.

Hallenberg kommandierte: „Alles an die Plätze! Volle Kraft, — West!“ Mit sausenden Motoren jagte nun das Luftschiff dahin.

L. 12 steigerte gleichfalls seine Fahrt, und da beide Fahrzeuge gleiche Maschinen hatten, war es bald in der Nähe. Hallenberg rief Webster, der bei der Neuordnung der Dinge

etwa als sein erster Offizier und Berater galt, zu sich und sagte: „Ich denke, daß es zum Kampfe kommt. Er ist gerade so schnell wie wir. Fliehen können wir nicht.“

„Dann zeigen Sie sich nun als schneidiger Kommandant. Nicht die Leute fragen! Das mißfällt ihnen auch auf die Dauer. Kapitän bleibt immer Kapitän und muß unnahbar und unabhängig sein. Denken Sie nur daran, daß nun doch nichts mehr zu ändern ist, — und dann los! Wir werden uns doch nicht von diesem Russen kriegen lassen! Das wäre noch schöner, wenn ein Luftschiff, in dem zwei ausgebildete Techniker sind, von so einem Hauptmann besiegt würde. Nein, immer feste drauf. Wahrhaftig, die Sache fängt an, mir Spaß zu machen.“

Hallenberg mußte ihm wohl einen eigentümlichen Blick zugeworfen haben, denn er fuhr fort: „Da ich ja reden darf, so will ich meine Meinung gleich aussprechen. Sie fassen die ganze Sache zu ernst auf. Mein Himmel, wir sind doch alle sterblich, und wenn es dem einmal sein muß, dann ist es doch egal, ob wir ins schwarze oder ins Asowsche Meer fallen. Jetzt sind Sie mitten drin. Sie sind jetzt ein Kaper der Lüfte, ein Lufträuber oder ein räuberischer Luftikus oder sonst etwas, und Sie müssen doch Ihrem Posten alle Ehre machen. Es hilft ja alles nichts mehr, nun darum los, los! Wer weiß, wie das noch ausfällt! Mehr als totschlagen kann man uns nicht, und so haben wir wenigstens vorher unseren Spaß gehabt.“

Der Gegner war jetzt ungefähr 1500 Meter rechts und 300 Meter tiefer. Oben, auf dem gasgefüllten Tragekörper befand sich ein kleiner, gepanzerter Aufbau, die Hütte oder Kajüte. Um diesen schien sich ein leichter Nebelschleier zu legen. Zugleich hörte man ein Geräusch wie das Brummen eines Bienenschwarmes.

„Worauf die mit ihrem Maschinengewehr eigentlich schießen, möchte ich wissen,“ sagte Hallenberg.

„Na, das ist doch klar! Der Hauptmann weiß nicht recht, wie er uns anfassen soll und will auch das Fahrzeug nicht beschädigen. Sonst hätte er längst mal nach unserm Ballon ge-

schlossen. Da sind wir im Vorteile, wenn es ernsthaft wird; wir brauchen ihn nicht zu schonen und werden es auch nicht."

Beide Fahrzeuge ließen jetzt mit größter Geschwindigkeit geradeaus, sich immer zur Seite bleibend. Vom Maschinengewehr hörte man nichts mehr. Nichts rührte sich drüben. Lautlos glitten beide Luftschiffe dahin, so daß man an eine harmlose Uebung hätte denken können.

„Der geht mit uns. Er will auch durchbrennen," sagte ein Soldat und lachte über seinen Witz.

Der Telegraphenapparat setzte sich in Bewegung, und auf dem Morse-Schreiber rollte sich ein langer Streifen ab. Es war irgend eine Geheimschrift, die niemand lesen konnte. Jedenfalls gab das Luftschiff die Nachricht von den Vorfällen weiter und teilte mit, daß es jetzt den Kampf aufnehmen würde. Dann stand der Apparat still. Hallenberg, die Hand an den Hebeln, verfolgte jede Bewegung des Feindes mit gespanntester Aufmerksamkeit; er wußte genau, daß er gleich angreifen werde.

„Achtung!"

Luftschiff L 12 ließ plötzlich das Gleitgewicht zurückrollen, seine Spitze hob sich im halben rechten Winkel, und dann sauste es, herumschwenkend, wie ein abgeschnellter Pfeil schräg empor.

Der Führer des L. 13 war mit allen Kampfesmanövern vertraut und wußte schon, was man drüben beabsichtigte. Gelingt es nämlich einem Luftschiffe, über den Gegner zu kommen, so ist dieser unrettbar verloren.

Ein Ruck, und L. 13 glitt schräg hinaus und stieg zugleich hoch in die Wolken. Der Angriff war verfehlt gewesen. Die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen betrug jetzt fast zwei Kilometer, denn jedes hatte mit aller Kraft in anderer Richtung gesteuert. Nun kehrte L. 12 um und suchte wieder seinen Gegner zu übersteigen.

Hallenbergs wichen immer mit blitzschnellen Kurven aus. Manöver folgte auf Manöver. Man merkte wohl, auch drüben an der Steuerung des L. 12 stand ein gewandter Aero-

naut, aber dem studierten Techniker war er doch nicht gewachsen. Die beiden Luftschiffe suchten sich zu kreuzen; sie beschrieben Spiralen und umkreisten sich.

Die Stimmung der Mannschaft wurde immer begeisterter.

Als Hauptmann Charkow merkte, daß er vor sich einen Gegner habe, den er doch nicht so leicht würde fassen können und der ihm mit seinem Fahrzeuge durch die kunstvollsten Spiralen und Bogen immer im letzten Augenblicke vorbeiglitt, versuchte er es mit den Geschützen.

Schuß auf Schuß frachte. Immer galten die Geschosse den Motoren. Charkow fürchtete sich, durch einen Schuß in den Tragkörper das wertvolle Fahrzeug möglicherweise zu vernichten. Gerade jetzt, wo es so wichtig und wertvoll werden konnte, würde man mit seinem Vorgehen durchaus nicht überall einverstanden sein.

Aber es ist doch nicht so leicht, ein mit der doppelten oder mehrfachen Geschwindigkeit eines Blitzuges dahinbrausendes Luftschiff, das fortgesetzt seine Richtung und Höhe ändert, kreist und Haken schlägt, an einer bestimmten Stelle zu treffen, noch dazu, wenn das Geschöß von einem gleichfalls bewegten Fahrzeuge aus geschleudert werden soll. Sämtliche Granaten sousten vorbei. Sie trafen immer den Fleck, wo das Luftschiff gerade vor zwei Sekunden gewesen. Und da war nichts zu verderben.

Der Führer des L. 13 antwortete nicht. Er hatte immer noch die Hoffnung, ohne Kampf und Blutvergießen zu entkommen. Die Artilleristen standen an dem einen Vordergeschütz und den viel gefährlicheren Wurfapparaten längst fertig, aber befamen zu ihrem Bedauern immer noch kein Kommando, zum Angriffe überzugehen.

Eine gute Viertelstunde kreuzten so die beiden Fahrzeuge hin und her, als L. 12 mittels einer sehr gewagten Wendung direkt auf L. 13 zuschoß. Wie ein wütender Drache kam es mit wehender Flagge, sausenden Segeln und knatternden Motoren heran. Sein dicker Kopf, die flappenden Steuerflächen an den Seiten, der silberglänzende Leib und vor allem seine Länge

erinnerten an einen gewaltigen Raubfisch, irgend ein sagenhaftes Ungetüm, das sich auf seine Beute stürzt. Beide Motoren liefen mit voller Kraft und die Röhrengeländer zitterten beim rasenden Wirbel der Schrauben und Propeller. Es war ein Anblick, der auch einen beherzten Mann erbeben lassen konnte.

Hauptmann Charkow ging gerade auf seinen Gegner los. Er hatte die Wendung blitzschnell und unerwartet gemacht, daß er sich im Nu kaum 500 Meter von seinem Gegner befand. Über Hallenberg war geistesgegenwärtig. Wieder ließ er sein Fahrzeug einen Rück nach oben machen und als der heranragende Feind die trennende Strecke zurückgelegt hatte, kam er gerade früh genug, um etwa dreißig Meter seitwärts und unterhalb vorbeizugleiten. Er versäumte aber nicht, während dieser Sekunde alle verfügbaren Rohre zu entladen.

Ein Hagel von Kugeln umsauste die Gondeln, zerriß und verbog einiges Gitterwerk, doch ohne wesentlichen Schaden anzurichten, denn alle wichtigen Teile waren natürlich leicht gepanzert. Besonders in der Richtung auf die Motoren und den Führerstand sausten die meisten Geschosse heran, und das Maschinengewehr überschüttete diese Punkte mit einem wahren Hagelwetter von Kugeln, die wirkungslos abprallten.

Wenn die Beschädigungen auch nicht nennenswert waren und man von ihrem Vorhandensein überhaupt nichts bemerkte, — denn es wurden nur Kleingeschosse verfeuert, — so war doch ein Mann auf dem Verbindungssteg nicht so gut davongekommen. Er hatte einen Augenblick zu lange gezögert, sich hinter sein Schutzhüll zu zurückziehen, und das war sein Verderben. Eine Kugel traf ihn ins rechte Auge und tötete ihn auf der Stelle.

Der Mannschaft bemächtigte sich eine gewaltige Aufregung, und unwillkürlich ausgestoßene Rufe nach Rache wurden laut. Zugleich wurde L. 12 in seinen Angriffen immer führer, weil es vielleicht annahm, daß es aus irgend einem Grunde nicht beschossen würde. Mit rasender Schnelligkeit beschrieb es seine Kurven und Hallenberg hatte seine liebe Not, ihm im rechten Augenblicke immer vorbeizuschlüpfen.

Als bei einem solchen Vorüberfluge das Maschinengewehr wieder eine ganze Ladung Geschosse prasselnd gegen die Panzerung des Führerstandes warf, kommandierte er: „Wurfmachinen im Mittelgang klar!“

„Sind klar,“ wurde zurückgemeldet.

In den Boden des Mittelganges waren ganz kurze Rohre von etwa vierzig Zentimeter Durchmesser eingebaut, fest mit dem Gestell verbunden und nach unten gerichtet. Zu jedem Rohre führte eine kastenförmige, lange Rinne die Geschosse aus dem Magazin herbei, die automatisch von hinten nachgeschoben wurden. Es waren Rundkugeln aus einer besonderen Stahllegierung, die an Härte, aber auch an Gewicht alles Dergewesene übertraf, gefüllt mit den furchtbarsten Sprengstoffen, von denen ein apfelgroßes Stück genügte, um ein vierstöckiges Haus einfach vom Erdboden verschwinden zu lassen. Dazu hatten diese Geschosse noch den Vorteil, daß man durch einfaches Zudrehen einer Schraube jede Explosion ausschließen konnte und das Hantieren mit ihnen bei einiger Vorsicht für die Artilleristen ganz ungefährlich war.

Ein Hebedruck genügte, und das Geschöß war im Gleitrohr. Nun konnte der Artillerist durch eine Öffnung im Boden genau feststellen, was sich unter ihm befand, und ein einfacher Druck genügte, um eine Klappe zu öffnen und das Geschöß fallen zu lassen. Das nächste Geschöß schob sich dann automatisch an seine Stelle.

Die Artilleristen kauerten am Boden, die Augen nach unten gerichtet. Hallenberg bemerkte mit seiner ruhigen, klaren Stimme noch: „Immer das Kommando abwarten! Fertig zum fallen!“

Dann warf er auf einmal die Steuerung herum und jagte auf L. 12 los, das ihm gerade in voller Fahrt entgegenkam. Drüben hatte man ein solches Angriffsmanöver nach den bisherigen Erfahrungen nicht vermutet und ging hoch. Doch konnte man nicht verhindern, daß L. 13 in hundert Meter Höhe drüber hinwegglitt.

Aber Geschosse wurden noch nicht geworfen. Man war noch viel zu nahe beieinander, und die Explosion hätte beide Fahrzeuge vernichtet. Nun, man würde es schon besser treffen.

Jetzt hatte Hauptmann Charkow die Absicht seines Gegners durchschaut, der sich einen so harmlosen Anschein gab, um ihn unvermutet mit Sprengstoffen bewerfen zu können, und war auf seiner Hut. Sicher ließ er auch die Wurfmaschinen klar machen. Nun wußte man in beiden Fahrzeugen, daß es um Tod und Leben ging und auf keine Schonung mehr zu rechnen war. Unter diesen Umständen zögerte Hallenberg auch nicht, von der Kanone in der vorderen Gondel Gebrauch zu machen. Er überließ das Geschütz dem Engländer, der das leichte Rohr ganz allein bediente.

Immer weitere Anläufe nahmen die beiden Gegner. Ihre Kurven wurden immer größer, ihre Schwenkungen immer gewaltiger und ihre Bewegungen immer führner. Es gehörten eiserne Nerven und eine blitzschnelle Auffassungsgabe dazu, dem Gegner im letzten Momente auszuweichen und, wenn möglich, den eigenen Vorteil dabei wahrzunehmen. An einem Augenzucken des Führers hing das Schicksal des Fahrzeuges, Tod und Leben.

Der Engländer verfeuerte Schuß auf Schuß und traf einmal eins der feindlichen Höhensteuer. Doch wurde dies sogleich gegen ein Reservesteuer ausgewechselt.

Zufällig blickt er einmal in die Tiefe. Gewiß soll ein Führer eines Fahrzeuges seine Augen überall haben, aber in Wirklichkeit wird er sie doch kaum eine Sekunde von dem Gegner abwenden, besonders in solchen Augenblicken. Da bleibt keine Zeit, die Gegend abzusuchen. Aber der Engländer hatte gerade Zeit und blickte nach unten, — einen Ruf des Erstau-nens ausstoßend.

In nicht allzugroßer Entfernung kam nämlich da unten stolz und majestätisch ein Linienschiff angedampft, daß sicher vorhin den Funkenspruch erhalten hatte. Aus seinen vier Schloten stieß es mächtige Qualmwolken empor, und vor seinem Bug schäumte das Wasser hoch auf. Wenngleich es von hier

aus gesehen, sich wie ein hübsches Spielzeug ausnahm, fasste es doch sicher seine 15000 Tonnen.

Man hatte im Eifer der Manöver nicht darauf geachtet, daß vorhin mehrfach der Funkenspruchapparat in Tätigkeit getreten war. Sicher stammten seine Bewegungen von dem Sender des Panzerschiffes her.

„Zu fürchten haben wir gar nichts,“ dachte Webster. „Der Russe kann seine Turmgeschütze nicht hoch genug richten. Viel eher können wir ihm etwas herunterwerfen, gegen das er nichts tun kann.“

Unten gingen bunte Fähnchen am vorderen Gefechtsmast hoch. Webster blickte ein paar Sekunden lang aufmerksam hin und wandte sich dann wieder seinem Geschütze zu. „Lassen wir ihn machen, was er will. Er kommt an die Reihe, wenn wir hier oben fertig sind und kann auffischen, was ins Meer fällt.“

Er feuerte drei Schuß hintereinander nach der Schwanzflosse ab und riß ein Stück davon herunter. Sofort klappte ein Reservesteuer auf.

„Die ganze Schießerei hat wenig Zweck,“ sagte er. „Wird ja doch alles repariert. Wollen mal auf den Führerstand halten.“

Seine kleine Granate zerschellte an der Panzerung. Er schickte noch eine hinterher und schien diesmal einen wirklich guten Treffer gemacht zu haben. Zweifellos war das Geschoss gerade in eine der Ausgucköffnungen hineingeschlüpft und innerhalb der Gondel explodiert. Aus allen Fugen der vorderen Abteilung drang ein gelber Qualm, und ein paar flaffende Löcher zeigten sich. Sofort gab der geistesgegenwärtige Schütze noch etwa ein halbes Dutzend Granaten in schnellster Folge hinterher. Eine dicke Rauchwolke hüllte das ganze Vorderteil ein, und der vordere Motor setzte aus. Genaues war wegen des Qualmes nicht zu erkennen. Das Luftschiff schaukelte und schwankte; jeder sah, daß es in diesem Augenblicke ohne Kontrolle war. Während alles zu der zerschossenen Gondel herüberschaute, erfaßte Hallenberg blitzschnell die Situation, und ehe jemand begriff, was vor sich ging, stieg er auf, lenkte über den

feind hinüber und kommandierte: „Erste Wurfmine . . . Los!!“

Der Artillerist, der in diesem Augenblicke mit seinen Gedanken ganz anders wo war, zuckte zusammen und blickte durch die Öffnung nach unten. Er sah, wie etwas Blitzendes heranglitt und ruckte unwillkürlich an dem Hebel. Ein dumpfer Stoß sagte ihm, das das nächste Geschoß an die Stelle des vorigen gerückt sei. Und das vorige. . . ? Das sauste jetzt mit zunehmender Geschwindigkeit herab, gerade auf L. 12 los, und während L. 13 mit aller Maschinenkraft seitwärts-aufwärts steuerte, traf die Mine auf. Der Artillerist sah einen riesenhaf-ten, roten Schein und allerlei fliegende Fezen; dann taumelte er ein paar Schritte vor dem schrecklichen Gefrache zurück. Das ganze Luftschiff geriet ins Schwanken, richtete sich vorn hoch auf und wollte sich überlegen; Hallenberg mußte alle Kunst anwenden, um es zu beruhigen. Er wußte, daß er getroffen hatte, denn das Geschoß war mit einem Aufschlagszünder versehen, aber er durfte die Augen immer noch nicht abwenden, während seine Leute hinter ihm in höchster Aufregung riefen und schrien. Der Knall und die Lufterschütterung hatten sie trotz der Entfernung tüchtig durcheinander geschüttelt und setzte für einen Augenblick ihre Sprachwerkzeuge in Bewegung. Der Führer, ohne sich umzusehen, kommandierte „Ruhe“, und sogleich wurde es wieder still. Nun ließ er das Fahrzeug vorläufig geradeaus laufen und sah sich nach seinem Gegner um. Ueber ihm nichts, seitwärts nichts, unten nichts. Ja, wo war L. 12?

„Das haben Sie gut gemacht“, sagte Webster hinter ihm. „Nun ist das Spiel zu Ende.“

„Ja, aber wo ist denn das Luftschiff?“

„Die Frage wird Ihnen wohl kein Mensch beantworten können. Lassen Sie sich einmal eine solche Bombe auf den Kopf werfen, und dann fragen Sie wieder an. Er ist einfach weg, — weg. Ein anderes Wort weiß ich nicht. Der Panzer hat sich wohl schon auf das Aufsischen gefreut, bekommt aber nichts.“

Webster konnte seinen leichten Ton immer noch nicht ablegen. Doch Hallenberg sah nur den Kameraden in ihm und nahm das durchaus nicht übel.

„Mit all den Menschen . . . ?“

„Na, doch besser, als wenn wirs gewesen wären!“

Der Deutsche starrte einen Augenblick hinauf ins Blaue und sagte dann, sich zusammennehmend: „Was nun?“

„Das müssen Sie selbst wissen, Herr Kommandant,“ sagte der Engländer, und Hallenberg verstand den leisen Tadel, der in der Betonung seiner Stellung lag, sehr wohl. Dann sagte er langsam: „Hören Sie mich an, Webster. In einer so wichtigen Sache möchte ich auch Ihre Ansicht hören. Wir wissen, daß ein Krieg zwischen Russland und Österreich bevorsteht, ja vielleicht schon begonnen hat. Wenn ich nun die Leute irgendwo lande, muß ich doch irgend etwas mit dem Luftschiffe beginnen. Es zu zerstören, wäre doch jammerschade und obendrein ein großer Unsinn. Den Russen das Fahrzeug mit allen Vorräten und Sprengstoffen in die Hände zurückzugeben und vielleicht am Tode vieler Stammesbrüder mitschuldig zu sein, — das gibts bei mir nicht. Am liebsten wollte ich es Österreich schenken, aber das wird sich bedanken. Gegen die rumänischen Bergforts würde es eine unschätzbare Waffe sein und könnte durch das Öffnen der Pässe den ganzen Krieg entscheiden.“

„Wenn hier Engländer im Kriege wären, ging ich zu ihnen über. Ich wußte nicht, was Besonderes dabei wäre. Die Besitzergreifung des Luftschiffes durch mich ist eben ein Handstreich, wie er in jedem Kriege oft vorkommt. Allerdings würden Sie, wenn Sie sich nun, meinem Beispiel folgend, den Österreichern anschließen wollten, nicht etwa in deren Heer eintreten; Sie bildeten etwas ähnliches wie eine Freischaar. Die Preußen priesen einst Körner und Schill, während Napoleon und die Franzosen sie als Banditen bezeichneten, und mit den franktireurs war es im Grunde gerade so. Daß man Sie möglicherweise als Luftpiraten beschimpfen würde, darf Sie nicht kränken.“

„Wenn ich auch auf Seiten der Österreicher stehe, so ist doch der Gedanke etwas weit gegriffen, sich in die Kämpfe einzumischen.“

„Wissen Sie, womit sich das vergleichen lässt? Mit der Kaperei. Wenn da früher zwei Staaten Krieg führten, erschienen allerlei Abenteurer auf der Bildfläche, welche einem der Staaten freiwillig ihre Hilfe anboten. Sie suchten dann mit ihren kleinen Privatfahrzeugen dem Feinde möglichst viel Abbruch zu tun. So etwas ähnliches können Sie ja vorstellen: ein Kaper der Lüfte. Wenn Sie ihr Schiff dem Feinde dazu abgejagt haben, so ist das um so besser.“

„Das sind Phantasien. — Machen Sie andere Vorschläge.“

„Nun, wenn Sie nicht wollen, dann will ich Ihnen ein paar Zeitungsnotizen zeigen, welche ich gestern zurückbehielt um Sie nicht allzusehr aufzuregen. Nehmen Sie!“

Die rotumränderten Blätter erzählten von den Ereignissen, denen Nord und seine Schwester zum Opfer gefallen waren und fügten hinzu, daß die Fabrik förmlich belagert werde.

Mit festem Griffe umschloß Hallenberg die Hand seines Freundes. „Ich danke Ihnen für diese Medizin gegen Unentschlossenheit. Nun liegt die Sache anders. Leute, die . . .“ Er konnte nicht weitersprechen und wandte sich einen Augenblick ab. Dann fuhr er mit ruhiger Stimme fort: „Leute, die so gegen mir teure Personen vorgehen, sind meine Feinde. — Was ist mein Leben jetzt noch wert! Jetzt weiß ich, wo mein Platz ist. Ich öffne zunächst die Pässe, denn sonst hat ja alles keinen Wert, und dann eile ich zur Fabrik. Nicht als Abenteurer beginne ich 'dies Werk', sondern nun habe ich eine heilige Pflicht zu erfüllen.“

„Und ich werde Ihnen bis zum letzten Atemzuge darin beistehen,“ sagte Webster, die Hand festhaltend.

---

Unterdessen war es zwischen den Österreichern und den Rumänen bereits zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Die

leßteren hatten den größten Teil ihrer Truppen in der oberen Moldau zwischen dem Sereth und den Karpathen aufgestellt. Parallel zur Grenze der Bukowina zog sich hier eine Kette starker Feldschanzen hin, die mit allen modernen Angriffshindernissen versehen waren. Es fehlten weder die Drahtzäune, noch die Wolfsgruben, Fußangeln, spanischen Reiter oder flatterminen.

Die Rumänen waren äußerst kampfesmutig, und so kam es, daß der Zusammenstoß, bei dem es sich besonders um die Eroberung zweier kleiner Dörfer handelte, den Österreichern viele Truppen kostete. Es gelang nicht, die Verschanzungen zu nehmen und beide Heere lagerten sich augenblicklich in kurzer Entfernung gegenüber, den vernichtenden Schlag vorbereitend.

Die größte Sorgfalt aber hatte man der Verteidigung der Bergpässe zugewandt. Auch hier hatten die Österreicher keine Erfolge zu verzeichnen. Da der Kampf um die Pässe das Schicksal des Landes entschied, verteidigten die kleinen Bergforts ihre Straßen mit einer solchen Zähigkeit und Erbitterung, daß die österreichischen Führer nicht wußten, wie sie den kleinen Felsennestern überhaupt beikommen sollten. Gegen sie erschien jeder Angriff aussichtslos, sowohl durch Sturm, als durch Beschießung. Sie waren vor Feldgeschützen völlig sicher.

Für militärische Zwecke kommen in den Karpathen wohl nur vier Pässe in Betracht, die man in weiser Voraussicht durch kleine, aber sehr geschickt angelegte Forts rasch und gründlich sperren konnte. Südlich von Kronstadt liegen der Ojtoz- und der Tmös-Paß; durch den ersten führt die Straße nach Adjud und durch den anderen nach Giurgevo. Wichtiger ist die Straße von Hermannstadt nach Trajova über den Rotenturm-Paß, die deshalb auch mit besonders sorgfältig gebauten und ausgerüsteten Sperrforts versehen war. Endlich führt am linken Donauufer, in der Nähe des „Eisernen Tores“ bei Orsova die Römer- oder Trajansstraße hin. Außerdem gibt es noch sechs kleinere Gebirgspfade, von denen zwei von Kronstadt ausgehen und die zur Not von Wagen passiert werden können. Was sich sonst an Gebirgspfaden noch nennen

ließe, sind schmale und halsbrecherische Wege, die höchstens für Jäger und Schmuggler in Betracht kommen.

Die Päzstraßen wurden in nächster Zeit auch noch in anderem Sinne wichtig. Rumänien zeigt eine Menge alter Befestigungswerke, Burgen und Schlösser, selbst befestigte Kirchen und ein mit schweren Kanonen armiertes Kloster. Bei den Deutschenhetzen hatten sich viele der Verfolgten in derartige feste Plätze geflüchtet und harrten dort, vom Pöbel bedrängt, auf die Erretter. Die Unruhen im Lande waren zu groß geworden, um sie niederzuzwingen; man hatte da Geister gerufen, die man nun nicht wieder los wurde. Da alles Militär und die Polizei ihre Verwendung zu kriegerischen Zwecken bereits erhalten hatte, war der Pöbel allmächtig.

So zählte man auch innerhalb der rumänischen Grenzen mit Bangen die Stunden, bis sich irgend ein Päz öffnete und die Stammesgenossen einmarschierten. Möchten sie nur nicht zu lange warten, bis es zu spät war!

Aber die engen Pässe hatten gar harte Riegel und eiserne Schlösser, und die Österreicher lagen davor, ohne die Tore öffnen zu können.

7.

Ein Nachtragefecht.

Schwer prasselten vom wolkenbedeckten Nachthimmel die Regentropfen in das enge, dunkle Gebirgstal hinab. Gegen Abend waren die mächtigen Wolkenballen im Norden aufgetaucht und hatten rasch den ganzen Himmel mit einem finsternen Schleier überzogen; seit Sonnenuntergang hatte es geregnet, und ohne Unterbrechung waren die Wasserfluten herabgezuscht. Kein Stern ließ sich sehen; aus der Tiefe, wo das flüschen in raschem Falle talabwärts schoß, stiegen feuchtkalte Dunstmassen auf. Ueber die Berghöhen aber streifte ein leiser Windzug.

Zusammengedrückt saßen die Raubvögel des Gebirges in ihren Nester, während unablässig durchs Gezweig die Tropfen rieselten. Ein leiser Windstoß zerrte am Kleide der alten, starren Tannen und schüttelte die nassen Perlen herab, die, sich nach allen Seiten überkugelnd, zwischen den Nadeln hindurchschlüpften und in kleinen Wasserfäden am Stämme herabrieselten. Das Moos des Waldbodens vermochte kaum all' die Feuchtigkeit aufzusaugen; zwischen Felstrümmern und Klippen rauschten und plätscherten hunderte von kleinen Gießbächen, Laub und Steingeröll ins Tal hinabreißend.

Es war bei dieser Witterung für Gregor Telga wahrlich kein Vergnügen, mit dem Gewehr unterm Arm die wenigen Schritte auf und ab zu marschieren, die der Erbauer des kleinen, engen Bergforts ihm erlaubte. Trotz des Mantels fühlte er die fatale Nässe immer weiter seine Kleidung durchdringen; die Tropfen schlugen ihm klatschend ins Gesicht, und die nassen Hände fassten nur widerwillig die kalte Waffe. Den Kragen hochgeschlagen, ging er schweren Schrittes die Brustwehr entlang und spähte ins Dunkel. Er gab sich alle Mühe, überhaupt etwas zu sehen, denn der Leutnant hatte den Wachtsoldaten die schärfste Aufmerksamkeit empfohlen und ihnen eindringlich mit Kraftworten das Gewissen geschärft; aber Gregor konnte weder vom Feinde noch von sonst irgend einem Dinge etwas entdecken. Na, und wie sollte auch der Feind bis in diese Höhe vordringen! Telga hätte einmal sehen mögen, wie er das machen wollte! Der einzige Zugangspfad war derartig gesichert und wurde so scharf überwacht, daß eine Ueberrumpelung ganz ausgeschlossen war. Und die steilen, künstlich von jeder Unebenheit geglätteten Wände kam nicht mal eine Bergziege hinauf. Also zu befürchten gab es nichts. Doch tat Gregor gewissenhaft seine Pflicht; — er spähte hinaus, ohne dadurch klüger zu werden, machte dann Kehrt auf der Stelle und marschierte wieder die Mauer hinunter.

Na, noch eine kurze Weile, dann wurde er ja abgelöst. Dann konnte ein Anderer hier zwecklos im Regen auf- und Luftschiff 13.

niederstampfen. Er, Gregor, würde sich dann behaglich in seine trockene, warme Deckewickeln und einmal richtig ausstrecken. Er malte sich dies mit allen Einzelheiten aus und schwelgte in der Vorfreude des bescheidenen Genusses . . . .

Ach, wie gemütlich war es doch in der kleinen Schenke, gleich links von Brasovu, wo es so vorzüglichen Gulyas gab und man unter grünen Bäumen die Hora tanzen konnte! Ob es da auch regnete? Und gleich so durch und durch? Sicher; aber wenn man — — —

Der Träumer zuckte zusammen. Was war das gewesen? Er stand still wie eine Bildsäule und lauschte in die Nacht hinaus.

Da, da war es wieder!

Ein fernes, seltsames Geräusch hatte sein scharfes Gehör getroffen. Durch das Rauschen des Regens hindurch konnte man es deutlich hören, wenn man genau achtgab. Was war denn das eigentlich? Es klang wie ein leises, sehr schnelles Klappern. Wo hatte er das schon einmal gehört? In der Telegraphenstation? Nein, das klang anders. Viel langsamer. Beinahe wie ein Maschinengewehr. Aber das musste er doch schon einmal gehört haben!

Richtig. Die Maschinenwagen auf der Staatschaussee, die so nach Benzin rochen, und in denen doch nur feine Leute fuhren. Das wars. Aber, sollte denn jemand auf der Pfaffstraße fahren? Hatte da jemand zu fahren? Jetzt?

Überhaupt kam das Geräusch gar nicht von dort. Vielmehr von oben. Das hörte Gregor ganz deutlich.

Was konnte das sein? Sollte er es melden? — — Und vielleicht ausgelacht werden? Nein, lieber noch ein wenig warten, obwohl die Sache nicht ganz geheuer war.

Telga musterte, Gewehr bei Fuß, den ganzen Himmel, ohne anderen Erfolg, als daß ihm das Regenwasser an der Innenseite seines Kragens herunterlief.

Da wurde das Knattern auf einmal lauter, viel lauter.

Was das auch war, — auf jeden Fall war es jetzt seine Pflicht, die seltsame Erscheinung zu melden. Gerade, als er

sich fertig machen wollte, sah er hinter sich mehrere dunkle Gestalten auftauchen. Einen Leutnant und den Unteroffizier erkannte er sofort. O weh, nun würde er etwas zu hören bekommen! Warum hatte er auch nicht eher . . .

Doch der Leutnant winkte dem Salutierenden hastig ab, ehe er noch ein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorbringen konnte.

„Sei still, mäuschenstill . . . Natürlich! Das ist der Russ. Wohin mag der eigentlich wollen?“

„Er wird es doch nicht auf uns abgesehen haben?“ fragte der Unteroffizier.

Der Leutnant lachte gedämpft. „Weil er hier vorbeifährt? Bewahre . . . Wenn er das wollte, müßte er uns doch erst finden, und ich glaube, in dieser ägyptischen Finsternis sieht man genau so schlecht von unten nach oben wie von oben nach unten. Uebrigens muß es da in den Regenwolken recht gemütlich sein! Da sind wir hier noch besser dran.“

„Er steuert gerade auf uns zu! Wer weiß, was er will und was dahinter steckt. Ich würde mich nicht wundern, wenn auf einmal so eine Bombe herunterfällt.“

„Kein Gedanke! Hier können Sie wieder einmal die Tatsache bestätigt finden, daß solche Fahrzeuge bei schlechtem Wetter nachts wertlos sind. Bei sternklarem Himmel ist das etwas anderes. Aber bei einem solchen Regen kann er sich höchstens etwas nach Karte und Kompaß richten. Wenn er uns auch wirklich bombardieren wollte, er fände uns nicht einmal.“

„Wenn er aber einen Scheinwerfer spielen läßt!“

„Ja, dann schon! Aber den müßte er auch vorher von Zeit zu Zeit aufblitzen lassen und die Gegend absuchen. Dann wüßten wir, woran wir wären und wollten ihm schon mit ein paar Granaten den Spaß versalzen. Wir haben ja Ballongeschütze.“

„Sicher, Herr Leutnant, aber erlauben Sie . . . treffen ist doch keine Kleinigkeit! Wir haben ja damit geübt, 45 Grad Elevation und drüber . . .“

„Da! Sehn Sie nur!“

Um nachtschwarzen Himmel erschien ein ganz kleiner Stern. Langsam wurde er größer. Man sah, daß er niedersank. Auf einmal nahm er an Größe zu; sein Licht ging in ein strahlendes, reines Weiß über. Dann verwandelte er sich in einen glühend-flüssigen Tropfen, fiel und fiel, größer und immer größer.

Plötzlich sprühte er auf, und blendend weißes Magnesiumlicht erhellt die ganze Gegend. Wie erstarrt standen die Zuschauer da; ihre Gesichter erschienen schneeweiss, und pechschwarz dehnten sich ihre Schatten auf dem vor Nässe spiegelnden Boden. Jede Ecke des Forts trat scharf und klar aus der Nacht heraus, jede Schießscharte, jede Geschützmündung war grell beleuchtet. Alle Felswände erhellt der stille, gleichmäßige Schein; das Kleid der Tannen flimmerte, und, die schwarzen Raubvögel flogen erschreckt aus ihren Horsten auf. Dann schmolz das geisterhafte Licht in sich zusammen und erlosch.

Die Soldaten wandten sich unwillkürlich nach einander um und wollten sich ansehen. Doch umhüllte sie schwarze Nacht; die überreizten Nerven der Sehorgane versagten den Dienst und schmerzten. Durch die Stille klang aber ruhig und fest eine Kommandostimme:

„An die Geschütze! Jeder auf seinen Posten! Fertig beim Scheinwerfer!“ Der Bann war gebrochen; überall ertönten hastige Kommandos und eilende Schritte. Gleich darauf war die vollkommenste Ordnung hergestellt. —

Das Fort glich nun einem großen Uhrwerke, einer Zerstörungsmaschine, in der jedes Rad am gehörigen Platze, jede Feder gespannt und alles bereit war, den Angreifer zu empfangen. Die großen, eisernen Falltüren hatten sich zur Seite geschoben; schmale Treppen zeigten sich, und gewandt kletterten die Soldaten in die Tiefe. Über ihnen glitten die Türen zurück und verschlossen die Öffnungen. Das Fort schien völlig menschenleer zu sein; still und schweigend lag es da. Nur hier und da drehte sich ein kuppelförmiger Aufbau, oder aus

der Tiefe klang ein dumpfer Hall, wie wenn große Eisenmassen aufstoßen, oder ganz, ganz leise ließ sich eine elektrische Klingel hören, die irgendwo tief unten in den schwarzen Schächten und Kammern Signale gab.

Der Erbauer hatte versichert, daß unter den gegenwärtigen Kriegswaffen an eine Einnahme des Forts gar nicht zu denken sei. Zunächst war seine Lage eine äußerst günstige und völlig sturmfreie. Man weiß, welche Schwierigkeiten im Kriege von 1870/71 einzelne „Vogesenester“, z. B. Bitsch, der Einnahme entgegensezten; hier handelte es sich um ein nach neuestem System gebautes sogenanntes „Versenk-Fort“ mit Verschwindelafetten, hydraulisch drehbaren Panzertürmen, der modernsten Bestückung, Minensperre und -Einrichtung. Gegen Geschütze mit horizontaler Flugbahn war es von vornherein gesichert; Steilfeuergeschütze brauchte es nicht zu fürchten, weil es für einen Angreifer nicht möglich war, sie passend aufzustellen. Selbst wenn einige Haubitzengranaten oder Mörsergeschosse in das Fort geschleudert würden, konnten sie keinen Schaden anrichten, denn wirkungslos würden sie an der mächtigen, aus Beton, Eisenträgern und Panzerplatten konstruierten Decke des Forts zerschellen. Was hätte man also zu fürchten gehabt?

Telga hatte seinen Platz bei den Ballongeschützen erhalten. An der Westseite der Festung waren zwei von diesen in einem kleinen, kuppelförmigen Aufbau untergebracht. Es war eine Art runden, grau zementierten Kellerraumes. Die beiden Geschütze mit den komplizierten Lafetten hatten das lange, enge Rohr fast senkrecht aufgerichtet und die Mündung berührte fast die Decke der oben geschlossenen Kuppel. Ein paar Glühlampen erleuchteten mit einem matten, traurigen Schein das Gemach. An den Wänden hingen auch noch Laternen, und im Wandschränkchen befand sich ein Vorrat von Kerzen für den Fall, daß durch einen feindlichen Treffer die elektrischen Leitungen zerstört würden. Rechts und links von jedem Geschütze standen zwei Mann, während die dahinterstehende Nummer Drei den ledernen Gurt umgeschnallt hatte,

der durch eine Schnur mit dem Abzuge verbunden war. Zwei weitere Artilleristen hatten ihren Platz neben der Tür des Munitionsaufzuges, während der Lieutenant Foscari an der Spiegelvorrichtung zwischen Telephon, Schaltbrett und allerlei Hebeln, Handgriffen und Drückknöpfen stand.

In dem feuchtkalten Gewölbe, das unangenehme Erinnerungen an eine Grabkammer wachrief, herrschte atemlose Stille. Die Artilleristen standen wie Steinbilder und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Nichts rührte sich; kein Klingelzeichen am Telephon, kein fernes Geräusch, kein Schuß.

Die Minuten kurz vor Beginn sind im Gefechte die schlimmsten. Endlos ziehen sie sich hin. Jeder denkt: „Wenn es doch endlich losginge . . . !“ Aber noch immer röhrt sich nichts? Hat man sie etwa vergessen? Es ist unheimlich genug, so halbbegraben hinterm Geschütz zu stehen, aber es zerreißt die Nerven, wenn die Erlösung aus der peinigenden Stille so endlos lange auf sich warten lässt. Endlos lange! Und in Wirklichkeit sind doch nur ein paar Minuten, nicht der Rede wert!

Der Lieutenant räusperte sich einige Male, um die lastende Stille etwas zu unterbrechen. Immer und immer wieder betrachtete er den Spiegel seines Winkelfernrohres, der nicht anders wie ein schwarzlackiertes Blech aussah. Weder etwas zu sehen, noch zu hören. Vielleicht war das Luftschiff schon längst davon und dachte gar nicht daran, sie weiter zu belästigen. Vom Rattern der Motoren war natürlich nichts zu vernehmen; in diese unterirdische Grabkammer drang ja kein Ton. Foscari sah die Artilleristen an, die regungslos, aber innerlich fiebernd dastanden, blickte dann zu den trüben Glühlampen an der Decke empor und atmerte ein paar mal tief.

Wenn es doch losginge, zum Kuckuck!

Überhaupt Unsinn, die ganze Sache! Löcher in die Luft schießen, wenn die Granate achtzig Gulden kostet! Gefahr war ja keine dabei, aber immerhin . . . Sicher war das Luftschiff schon weg! Viele Kilometer . . . Und man stand hier wie ein Narr . . .

Krrrrr!

„Lassen Sie mit Leuchtraketen laden! Achtzig Grad!“

Das hatte die Kommandostimme im Telephon gesagt. Alles tat einen tiefen, tiefen Atemzug, die Augen glänzten, die Gesichter röteten sich. Endlich! Nummer Eins riß den knallenden Verschluß auf, Nummer Zwei schob mit einem Rucke die lange Patrone ein und Nummer Eins schloß. Foscari riß einen Hebel herum und in der Decke glitt eine schmale Platte zurück. Die zugleich hydraulisch gehobenen Geschütze reckten durch die Spalten ihre Rohre hoch in die Nacht hinaus; Nummer Drei warf sich zurück; ein Doppelfnall . . .

Zwei feurige Leuchtfugeln zogen ihre Bahn, gleich gewaltigen, weißflammenden Meteoren einen breiten Lichtstreifen nachschleppend, fausend und fauchend bis zu Bergeshöhen aufsteigend. Hinein mit dem Licht ins Ungewisse!

Der Leutnant beugte sich atemlos über seinen Spiegel. Natürlich sah man hier nicht das Geringste von der Wirkung der Schüsse: die Geschütze waren lautlos zurückgeglitten, die Spalte verschloß sich, und alles sah genau aus, wie vorher. Aber auf der Spiegelplatte zeigte sich ein weißlicher Lichtschimmer . . . Dann stiegen majestätisch die beiden Raketen auf . . . da, noch mehr, man schoß auch auf den anderen Seiten . . . Weißes Kreuzfeuer, wie ein Meteoritenschwarm im November . . . Und es wurde hell in der Höhe, Dämmerung zwischen den Wolkenballen. Immer noch mehr Leuchtfugeln. Da — da stand ja das Luftschiff! ! Unbeweglich, schwarz, unheimlich!

Dicht beugte sich der Leutnant auf das Glas nieder und betrachtete die mattglänzende gigantische Röhre, die still zwischen den Wolken im Kreuzfeuer der weißen Blitze schwebte. Wahrhaftig, der „Russe“ hatte Mut! Senkrecht über ihren Köpfen verharrte er. Na, gleich mußten die Sprenggeschosse herunter hageln! Immer gut, wenn man eine Panzerdecke über sich hat!

„Mit Granaten! Fünfundachtzig Grad!“ befahl das Telephon.

Die Rohre richteten sich noch steiler empor; die Verschlüsse

öffneten sich scharfe, nach allerlei Säuren riechende Gase entströmen lassend. Dann hoben sich die ganzen Geschütze, und ihre Mündungen lugten aus dem Panzerturm.

„Na, das soll mich mal wundern,“ dachte der Leutnant, „das ist ja beinahe senkrechter Schuß . . . Feuer!“

Der Spiegel zeigte nichts, gar nichts! Das weiße Kreuzfeuer war erloschen, und oben herrschte wieder finstere Nacht. Zwei, drei, vier Sekunden und kein Aufblitzen. Also vorbei! Die Geschosse sausten am Ziele vorbei in den unendlichen Raum, bis sie ihre Flugkraft verloren und wieder zur Erde niederfielen. Das hätte man sich eigentlich auch denken können, daß das Luftschiff nicht still . . .

Zwei fast gleichzeitige, dröhnende Detonationen erschütterten die Wände . . .

„Unsere eigenen Geschosse! Weiter fehlt nichts! Wenn wir so dran bleiben und nachher die schweren Geschütze anwenden, so schießen wir selbst unser eigenes Fort zusammen. Wie das wohl bei einem genau senkrechten Schusse ausfallen würde, wo die Granate doch eigentlich ins Rohr zurückfallen müßte?“

„Krrrr! Mit gleicher Elevation weiterfeuern!“

„Meinetwegen,“ dachte Foscari, „ich brauche die Granaten ja nicht zu bezahlen. Hoffentlich hält die Decke über uns noch etwas aus!“

Zwei weitere Schüsse krachten. Unwillkürlich stemmten sich die Artilleristen an die Wand und stellten die Füße fest auf. Der Leutnant malte sich aus, was wohl geschehen würde, wenn man wirklich trafe und der Lenkballon käme mit seiner Sprengstoffladung herabgestürzt. —

Bummbumm! !

Die Wände erzitterten leicht. Dann erfolgte aber ein neuer Krach, der die Soldaten durcheinander schüttelte, den Staub von den Wänden rieseln ließ und in den tiefen Kellern und Schächten lang verdröhrend nachzitterte. Man gewann von selbst den Eindruck, daß irgendwo bedeutende Zerstörung

gen angerichtet sein müßten und schaute verstohlen zur schützenden Decke empor.

Eine Wurfmine wars, die aus 1200 Meter Höhe herabgesauscht kam und, die Panzerdecke einer Batterie glatt durchschlagend, diese in eine Leichenkammer verwandelte, während durch die Risse und Sprünge der giftige, schwefelgelbe Dampf langsam in Schwaden emporqualmte.

Das war eine kräftige Antwort auf die paar kleinen Granaten.

Da ordnete das Telephon an: „Soeben festgestellt, daß das Luftschiff halbrechts in einer Höhe von etwa 1200 Meter steht. Sobald der Scheinwerfer in Tätigkeit tritt, geben Sie gut gezieltes Schnellfeuer!“

„Warum hat man das nicht schon lange gemacht?“ meinte Foscari, während sich auf einen Hebedruck der Turm seitwärts drehte. „Erst sehen, und dann zielen. Na, bis zwölphundert Meter kommen wir allemal, aber Schießen und Treffen sind zwei verschiedene Dinge . . . Elevation 78!“

In diesem Augenblick trat auch schon der Scheinwerfer in Tätigkeit; mitten in der Festung flammte ein elektrischer Strahl auf, der gewaltige Lichtwellen in die Finsternis sandte. Wie ein weißglühendes Schwert zerteilte er die Nacht und zog eine breite, flimmernde Lichtstraße über die Berggipfel dahin. Dann richtete er sich senkrecht auf und wie der Feuerstrahl einer Riesenkanone leuchtete er, hin und her geführt, den Himmel ab, bis er auf einmal anhielt, und in seinem kalten, scharfen Lichte zeigte sich das gewaltige „L. 13.“

Sogleich machte das Luftschiff eine Schwenkung und glitt aus dem Strahl in die Nacht hinaus. Aber unten wurde der Scheinwerfer gedreht und folgte ihm fortgesetzt. Es war ein seltsames Bild, die Verfolgung des düsteren, geschmeidig dahingleitenden Luftschiffes durch die weißen Lichtwellen. Kaum hatte der Scheinwerfer es gefaßt, als es wieder im Schatten verschwand, und wenn es wirklich gelang, den Lichtschein einige Sekunden darauf festzuhalten, so war es nachher um so länger verschwunden.

„Jetzt aber los!“ kommandierte Foscari. „Da soll nun einer zielen . . . So, Feuer!“

Als seien seine Schüsse das Signal gewesen, begann das Fort donnernd aus allen Rohren die tödbringenden Geschosse in die Lüfte zu speien. Aus allen Luken und Schießscharten flammten die scharfen, schwefelgelben oder glutroten Blitze; ein wogendes, unruhiges Flammen wie zuckendes Nordlicht begann die Nacht zu erhellen. Ununterbrochenes Dröhnen und Krachen erfüllte die Luft; ein Feuerschleier lagerte über dem schwarzen Vierdeck, und scharfer Sprengstoffgeruch drang herein. Sobald das Luftschiff auf einen Augenblick beleuchtet war, steigerte sich das Feuer zum Grollen eines Vulkans; dann minderte es sich wieder für einige Sekunden, um gleich darauf wieder anzuwachsen.

Zwischen den Dutzenden von sich gleichzeitig kreuzenden Blitzen, im Sausen der Granaten, Fauchen der Brandraketen, Krachen der Shrapnells stand das Luftschiff auf einmal unbeweglich mitten über dem Fort und stieg langsam immer höher. Seine ruhigen Bewegungen hatten etwas überirdisch Unheimliches. So, wie es jetzt stand, war es am besten vor den Geschossen geschützt, denn als die ersten schweren Granaten der Vierzigzöller von ihrer Lustreise zurückkamen und mitten im Fort platzen, feuerte man nur langsam und vorsichtiger.

Da löste sich, deutlich im Lichte des Scheinwerfers sichtbar, ein schwarzes Pünktchen vom Luftschiffe los und wurde, abwärts fallend, immer größer. Noch zwei andere folgten.

Ein Krachen folgte, als ob die Erde berste. Hoch schoß eine Feuergarbe im Fort auf; durch das dumpfe Krachen stürzender Steinmassen drang Geschrei und Gebrüll.

„Niederträchtig,“ sagte der Kommandant, als er Genaues erfuhr, „aber wenn sie auch viel Schaden anrichten können, so hat es doch schließlich bei der Bauart des Forts nicht allzuviel zu sagen. Auf diese Weise kriegen sie uns nicht, wenn sie die Absicht haben sollten, das Fort zu zerstören. Dazu gehören viel, viel mehr Sprengstoffe, als sie an Bord haben. Na ja, zehn Meter dicke Panzerdecken! Viel sicherer ist, daß

wir ein paar gute Treffer machen; — ehe eine Viertelstunde vergangen ist, wird es unten sein."

Einstweilen schwiebte „L. 13“ noch hoch über den Bogenflügen der Geschosse in kleinen Kreisen dahin. Dann kam wieder eine Wurfmine herunter, und der Scheinwerfer erlosch.

Infolge mehrerer Zufälligkeiten hatte nur der eine Apparat in Betrieb gesetzt werden können, obgleich das Fort eigentlich mit mehreren Scheinwerfern ausgerüstet war. Nun saß man hübsch im Dunkeln . . .

Bei dem Verlöschen des Lichtes hatte sich Aller eine dumpfe Wut bemächtigt, — gegen den da oben, der gar nicht zu fassen war und der vielleicht über die zurückfallenden Geschosse lachte. Vielleicht war es auch eine Art ungewissen Grauens, das mit der Finsternis zusammenhing und in dieser Lage schon erklärlich war. Sofort wurde das Feuer lebhaft, und ziellos abgesandte Kugeln durchsausten nach allen Richtungen die Luft. Man wollte sich doch wehren, verteidigen, und das Geknall und Geknatter übertäubte die innerliche Furcht vor der ungewissen, gestaltlosen, unfaßbaren Gefahr.

Aber es kam keine weitere Mine herunter. Nur ein Dutzend kleiner Gefäße fiel herab. Sie konnten gar so gefährlich nicht sein, denn sie hatten nur die Größe einer Tasse und explodierten auch nicht, sondern gingen mit dumpfem, schwachem Prall in Scherben! Aber sonderbar! Der eigentliche Inhalt schien eine stahlblaue Flüssigkeit zu sein. Kaum war sie aus dem berstenden Behälter gedrungen, als sie sich in eine mächtige, weiße Wolke auflöste. Und diese Wolke verflatterte nicht; wie Nebelschwaden zog sie am Boden hin und schien immer tiefer zu sinken. Wie weißliche Schlangen kroch es dahin, in alle Spalten und Risse, in die Fugen der Eisentüren und Schießluken einsinkend. Man wußte nach ein paar Augenblicken nicht, ob sich der Nebel aufgelöst habe oder vom Boden eingesogen sei; keine Spur erinnerte mehr an ihn, als ein paar unbestimmbare Bruchstücke seiner Behälter . . .

Wieder schallte in der gedeckten Batterie das Telephon.

„Stellen Sie das Feuer ein!“

Man sah dem Leutnant und seinen Leuten an, daß sie den Befehl zwar erwartet und auch darnach handelten, aber am liebsten immer weiter gefeuert hätten. Foscari zog die Stirn in Falten und gab den Befehl aus:

„Zunächst die Geschütze nachsehen.“

Es war alles in Ordnung und die hohe Elevation gut ausgehalten.

„Gleich auswischen. Verschlüsse reinigen und die Rücklauf-Vorrichtung untersuchen. Öl und Glyzerin!“

Jetzt merkte man erst, wie scharf und giftig die Pulvergase rochen. Gleich nachher gings ja an die frische Luft; vorläufig mußte man den Befehl abwarten. Auch die Artilleristen holten schnaubend und unruhig Atem.

„Das hätte ich nicht gedacht,“ sagte sich Foscari, „daß ich nach der Schießerei so müde würde. Muß wohl die Nervenabspannung tun. Mir ist ordentlich schwindelig . . . Macht vorwärts, Leute, man bekommt ja Kopfschmerzen in diesem Loche. Das heißt, ich habe sie schon . . . Ihr auch? Was . . . was ist denn eigentlich mit mir los? Ich . . . sehe . . . alles so undeutlich und mir wird . . . so kraftlos . . . zu Mute . . . Halte . . . Dich nicht so fest . . . Da fällt schon einer um . . . Was ist das denn?“

Er taumelte ein paar Schritte vorwärts und stürzte auf einmal zu Boden. Seine Kniee waren weich und seine Handgelenke matt geworden. Aber kaum senkte sich sein Körper auf die nassen Fliesen, als er auffuhr:

„Gas . . . Gas . . . Kohlen . . . säure Hilfe . . . Alles fällt, Feuer in der Brust . . . Alles glüht . . .“

Auf Händen und Füßen schleppte er sich zu der Eisentür, die zum Ausgange führte. Er stolperte über die Körper der Artilleristen, die, in allen Lagen und Stellungen den Boden bedeckten, verwickelte sich in die Abzugsschnur . . .

„Ich . . . erstickte . . . Helft mir doch . . .“

Weinerlich war die Stimme des starken Mannes gewor-

den, dessen Gesicht sich dunkel gerötet hatte, und mit kraftlosen Fäusten schlug er gegen die Tür.

„Ich will nicht er . . . sterben . . . ich will leben . . . leben . . . le . . .“

Trübe brannten die Glühlampen und beleuchteten mit ihrem stillen, toten Lichte den Leichenknäuel. Junge, kräftige Männer mit zusammengezogenen Gliedern, die Hände geballt und die Gesichter teils dem Boden zugewandt, teils die glanzlosen Augen zur Decke lehrend.

Über ihnen schwebte in zitternder Schicht das furchtbare Gas.

Und das ganze Fort war eine große Totenkammer . . .

Über die Bergeshöhen strich der kalte Wind, schwer rauschte der Regen herab, und in den alten Tannen kreischten und krächzten die schwarzen Raubvögel.

8.

Momentbilder.

Fürst Cuza II. befand sich in seinem Empfangszimmer und hatte sich so ziemlich in seine neue Würde eingelebt. Das frühere Palais des Statthalters besaß verschiedene derartige Gemächer; wichtige Dinge hatte man früher in einem Zimmer verhandelt, das einem eleganten Bureau glich, in welchem weder die Schreibtische mit Rolljalouisen, noch die Papierkörbe oder die Regale fehlten. Fürst Cuza aber hatte ein Gemach ausgewählt, das im französischen Geschmacke von etwa 1885 gehalten war, und beriet im Kreise seiner Getreuen über die seltsame Haltung Russlands und seine „flottenmanöver“ an der rumänischen Küste.

Er glich völlig den behäbigen Großgrundbesitzern, die man in allen Hotels von Braila und Bukarest finden kann. Ein schwarzer, glänzender Schnurrbart zierte ein gelbliches, scharf geschnittenes Gesicht; der Haarwuchs war so ziemlich da-

hingeschwunden, und am Hinterkopfe spiegelte eine mächtige Glazie. In der Tiefe der grauen Augen lag ein unsicheres Licht; der Kundige konnte daraus schließen, daß dieser Mann, wenn er Erfolge sah und sich von einer Freundesschar umgeben fand, mutig drauflos ging; würde er aber allein gestellt werden, sich ohne fremde Unterstützung den Weg zu bahnen, so mußte ihm ein gewisser Mangel persönlichen Mutes und ausdauernder Zähigkeit bald böse Streiche spielen. —

Ein Engländer wurde gemeldet, ein Mr. Fergussen. Niemand kannte ihn. Er begehrte vorgelassen zu werden, weil er in militärischen Angelegenheiten käme. Eigentlich wollte der Fürst ihn abweisen lassen, aber weil er sich doch als liebenswürdig und entgegenkommend zeigen mußte und obendrein auf den Fremdling neugierig war, ließ er ihn zunächst mal bitten. Zum Hinausbefördern blieb ja noch immer Zeit, wenn es nötig sein sollte.

Ein schlanker, hagerer Herr, dem man sofort den Globetrotter ansah, trat ein. Er trug keinen Gesellschaftsanzug oder Frack, nicht einmal einen schwarzen, sondern einen hellgrauen Reiseanzug.

Seelenruhig begrüßte er die Versammelten, machte dann eine leichte Verbeugung vor dem Fürsten, und, ohne dessen Anrede abzuwarten, bemerkte er, daß er sich glücklich schäze, ihm zu seiner Thronbesteigung gratulieren und für die Zukunft seinem Lande Heil und ihm persönlich alles Gute zu wünschen.

Die Rumänen starrten den Fremdling wie ein Wundertier an und wußten nicht, was sie sagen sollten. Fergussen aber fuhr ruhig fort: „Kommen wir nun zur Sache.“

Damit zog er aus seiner Brusttasche ein Notizbuch und bemerkte: „Zweifellos wird doch jetzt die irreguläre Armee mobil gemacht werden. Ich möchte nun auf die Frage ihrer Bewaffnung und Ausrüstung näher eingehen. Es wird Ihnen, meine Herren, bekannt sein, daß an eine Durchfuhr der zu den Geschützen und Gewehren gehörigen Munition, die leider in Frankreich und Deutschland hergestellt wird, durch österreichisches Gebiet nicht zu denken ist. Außerdem ist lange nicht ge-

nug Material zu vollständiger Ausrüstung vorhanden, und ich möchte daher einige Vorschläge machen, die Sie, meine Herren, wenn Sie mich angehört haben, sicher beifällig beurteilen werden."

Fürst Cuza II. überlegte. Sollte der Augenblick gekommen sein, wo es dem Fremdlinge erging, wie dem Manne im schwarzen Walfisch zu Ascalon? Aber er wollte doch lieber den Main zu Ende hören.

„In Vertretung eigener firma kann ich Ihnen eine so glänzende Offerte machen, wie sie Ihnen noch nie geboten ist und auch von anderer Seite niemals geboten werden kann. Ich weiß, in Giurgewo haben Sie noch einen kleinen Vorrat alter Percussionsgewehre, die Sie sicher zu teuer bezahlten. Ich würde Ihnen beispielsweise für ein Pfund Sterling fünf gegeben haben. Die passenden Bajonette liefere ich fünfzig Stück für ein Pfund. Aber Sie wollen doch bessere, neuere, modernere Sachen. Auch damit kann ich dienen. Ich habe eine ganze Menge sehr schöner Gewehre, die ich sonst mit einem Pfund und drei bis fünf Schillingen berechne; aber vom Tausend an würde ich sie zu nur einem Pfund pro Stück abgeben. Ich weiß, daß ich fast nichts verdiene, aber ich komme als Vertreter eigener firma und kann deshalb schon tun, was ich will. Da empfehle ich Ihnen das amerikanische Lawrence-Sharp-Gewehr, eine vorzügliche Waffe, oder das berühmte Springfield-Gewehr, oder das portugiesische Snidergewehr aus dem Arsenal zu Lissabon. Ich habe auch den famosen japanischen Stahl-Karabiner, sogar mit japanischer Inschrift — —“

Man wollte ihn unterbrechen, aber er lehnte es mit einer Handbewegung ab, darauf einzugehen und fuhr fort: „Ganz ungewöhnlich billige Offerten kann ich Ihnen auf dem Gebiete der Artilleriewaffen machen. Für zwei und ein halbes Pfund liefere ich Ihnen eine hübsche Feldkanone, Kaliber 73: 88, und weil ich mich Ihnen gern für spätere Zeiten recht vorteilhaft einführen möchte, ehe minderwertige Konkurrenz auf dem Platze erscheint, gebe ich Ihnen diesmal gratis dazu: eine Verschlüsseurbel mit Splind und Vorstecker, einen kupfer-

nen Eiderungsring, eine Zündlochschraube, einen Aufsatz, eine Richtfläche, ein Korn, einen . . . .”

„Wissen Sie, Mr. Fergusson,” fiel Fürst Cuza II. auch gleich in diesen Ton, — denn so etwas steckt rasch an, — „ich glaube, wir machen noch ein Geschäft miteinander. Aber zunächst müssen wir uns noch besser kennen. Sie können sich denken, daß wir doch nicht ganz ohne Waffen sind, aber da wir gerade von Geschützen sprechen und Sie so billig sind, — da können wir wirklich etwas gebrauchen. Allerdings ist es ja eigentlich kaum Sitte, solche Dinge persönlich zu verhandeln und mir in dieser Form eine Offerte zu machen — —”

„O bitte, das macht nichts.“

„Also für unsere Donauschiffe und überhaupt noch ein paar gute und billige Geschütze, die könnten wir schon gebrauchen. Sie haben Vorrat?“

Mr. Fergusson machte eine leichte, fast geringschätzige Handbewegung bei dieser Frage und sagte dann: „Geschütze, große eiserne und Bronze-Vorderlader auf Schiffs- und Räderlafetten, Hinterlader, Mitrailleusen, Maxims, Nordenfelds, Armstrong, — was Sie wollen, von einem Pfund an in jeder Preislage.“

„Nicht wahr, Ausweise haben Sie bei sich und Bürgen können Sie stellen?“

Der Engländer nickte und holte eine dicke Brieftasche hervor.

„Nun, dann, Mr. Fergusson, begeben Sie sich mit den beiden Herren dort einmal ins Konferenzzimmer. Herr General Gwaikar, Sie haben wohl die Güte . . . .“

So machten Mr. Fergusson und Fürst Cuza II. wirklich ein Geschäft miteinander.

---

Da, wo die weite, staubige Chaussee kurz vor dem Passe eine rasche Wendung nach Osten machte, war eine Batterie von vier Geschützen aufgestellt. Die Bedienung gehörte der

irregulären Armee an, und die Geschütze stammten aus Chilia, wo sie schon 1854 gegen die englisch-französische Flotte ge- donnert hatten. Natürlich wußte man an maßgebender Stelle sehr wohl, was man von solchen Batterien, deren es eine ganze Anzahl gab, im Grunde halten konnte; sie waren eben Lückenbürger, Kanonenfutter. Schließlich: wenn die alten Bronzerohre sich mit den modernen Geschützen auch nicht im Allerentferntesten messen konnten, so gingen sie schließlich doch noch los; trafen sie etwas, so wars gut, trafen sie nichts, wars auch nicht schlimm. Die Spanier hatten damals die Einfahrt von Havanna mit noch ganz anderen Böllern ver- teidigt; in einer Strandbatterie befand sich ein Rohr mit der Jahreszahl 1604. Nun, so alt waren die Geschütze hier an der Straße nicht; die ältesten unter ihnen hatten höchstens den Russenkrieg von 1770 mitgemacht. Und was wollte man schließlich? Ist nicht ein halbes Jahrtausend lang fast aus- schließlich aus Vorderladern gefeuert worden? Was so ein paar alte Rohre in einem Passe ausrichten können, weiß jeder, der einmal vom Schipka-Passe gehört hat.

Vor einigen Tagen hatte ein eleganter Infanterieoffizier über die alten Rohre gespottet. Da hatte Tscherny, ein eis- grauer Grenzer, seinen Schnurrbart gestrichen, zur Zünd- rute gegriffen und gesagt: „Belieben sich der Herr einmal vor das Geschütz zu stellen? Ich möchte einmal losbrennen und so die Probe machen, ob unsere Kanonen denn gar nichts tau- gen!“ Darauf hatte es der Spötter natürlich nicht ankommen lassen und war abgezogen.

Die Batterie an der Straße war so aufgestellt, daß sie eine Strecke von etwa 600 Metern glatt bestreichen konnte. Die Maximal-Tragweite derartiger Vorderlader beträgt etwa 950 Meter; für ihren Zweck genügte sie also vollkommen. Man hatte die alten Dinger in Gruben gesenkt und die Artil- leristen durch Erdwälle zu schützen gesucht, — das heißt, gegen Infanteriefeuer; die erste, gut gezielte Granate würde den ganzen Krempel auseinandergeworfen haben. Die Soldaten, achtundzwanzig an der Zahl, hatten sich kleine Feuerchen an-

gezündet und lochten starken Kaffee, um sich bei dem naßkalten Wetter in der nötigen Temperatur zu halten. Das andere probate und für den gleichen Zweck sehr beliebte Mittel hatten sie in den hölzernen, runden Feldflaschen: Rafi und Sliowitz. Sie gingen nicht allzu sparsam damit um, denn beim Proviant befand sich noch ein mächtiger, von einem Patrioten gespendeter Krug des duftigen Pflaumenschnapses, aus dem sie die leeren Flaschen wieder füllen konnten. Alle Soldaten waren frühere, längst ausgediente Dorobanzen, — Grenzjäger. Sie lebten in guter Kameradschaft zusammen, waren gute Soldaten und alte, gemütliche Haudegen, die es leidenschaftlich gerne knallen hörten und im Gefechte, wenn ihnen etwa die Kanonenkugeln ausgingen, mit runden Feldsteinen weiterschossen. Deshalb sah man über die Mängel ihrer Bekleidung, über die allzu gemütliche Auffassung der Disziplin und ihre sonstigen Eigenheiten völlig hinweg. Mußte man doch, daß sie im Feuer ihren Posten bis zum Zusammenbrechen aushalten würden, und daß, wenn sie das Gewehr abdrückten, allemal ein Mann fiel. Mit was für einer Gewehr- oder Geschützkonstruktion sie den nun erschossen, war ja gleichgültig; Hauptache, daß sie trafen. Und dessen war man sicher.

So saßen die alten Schnauzbärte gemütlich um ihre Feuerchen, als ein Adjutant die Straße herabsprengte, daß die weißen Staubwolken die halbe Chaussee verhüllten. Der Bauch seines Braunes berührte fast den Boden, und aus den Nüstern stoben weiße Schaumflocken nach rückwärts.

Der elegante Reiter parierte seinen Gaul, daß dieser vorne hoch in die Luft ging und rief aus einer Wolke von Staub zu den Feuerchen herüber:

„Bitte, wer kommandiert hier?“

Gemächlich erhob sich ein alter Dorobanze, um durch seine langsame Platzveränderung anzudeuten, daß ihm solche junge Herrchen noch lange nicht imponierten, ging an den Grabenrand und sagte: „Ich, — dem Herrn zu dienen.“

Der Adjutant riß die Augen weit auf, aber seine Zeit war zu gemessen, daß er weder seiner Verblüffung noch seiner

Entrüstung Worte leihen konnte, sondern sich mit einer undeutlich gemurmelten Bemerkung begnügte, die wie „alter Sonnenbruder“ oder ähnlich klang. Dann salutierte er ganz ergebenst vor dem ramponierten Batteriechef und sagte: Meldung vom General: Von Babielsku rücken größere Infanteriemassen an. Die Batterie hat sich bereit zu halten.“

„So eilig wird das nicht sein,“ sagte der Dorobanze. Aber der Adjutant war schon fort, nachdem er voll Ironie salutiert hatte.

„Na, was wollte der junge Mensch von Dir?“ fragten seine Waffenbrüder.

„Ach, die müssen immer was zu melden haben, sonst ist ihnen nicht wohl. Wir sollen uns bereit halten . . . Tun wir ja. Unsertwegen kanns losgehen. Nur immer ruhig Blut und kalten Kopf und warme Füße! Da hinten sind sie schon den ganzen Vormittag am Knallen; aber was sollen wir dabei tun? Wir können ja nur bis tausend Meter schießen. Läßt sie uns erst man in Schußweite kommen! Aber bis sie soweit sind, hat's noch massenhaft Zeit . . . Kamerad, gib mir noch mal Deinen Tabaksbeutel!“

Mit der Zeit aber wurde der ferne Donner immer heftiger, und immer mehr Adjutanten sausten die Chaussee entlang. Immer, wenn sie bei den Grenzjägern vorbei kamen, zogen sie die Stirn in Falten und murmelten etwas. Als schließlich ein ungeduldiger Reiter den Leuten zuschrie, doch gefälligst militärische Aufstellung zu nehmen, erhielt er als Antwort die höfliche Einladung, ihnen den Buckel herunter zu rüttchen.

„Es ist ja alles fertig, und wenns losgeht, sind wir mit dabei; was wollt Ihr eigentlich von uns? Wenn es Euch nicht paßt, so reitet weiter, und laßt Euch gesagt sein, daß wir unter Umständen auch mal fürchterlich grob werden können . . .“

Wenn man den Rücken dem Passe und das Gesicht dem fernen Babielsku zugewandt, die Landstraßen hinabblickte, so sah man ein weites, hellgrünes Flachland vor sich, rechts und

links von Gebirgsketten eingerahmt und in der ferne durch eine niedrige, bläulich schimmernde Bodenwelle geschlossen. Dicht vor der niedrigen Erhebung ragten ein paar Türme auf, und kleine, weiße Punkte deuteten die Lage von Babiaku an. Große graue Wolkenmassen hingen über dem Ganzen; es war ordentlich kalt. Trotzdem wirbelten auf der Straße dichte Staubwolken auf, besonders, wenn die Munitions-Automobile dahinjagten. Bei der weiten Fernsicht, welche die Paßhöhe bot, konnte man alles genau überschauen: die grauen, matt metallschimmernden Linien der Infanterie, die Batterien, die jagenden Reiter und die Fahrzeuge. Ununterbrochen grollte und rumorte es in der ferne; dann und wann erschien ein weißes Wölkchen hoch in der Luft, blieb einen Augenblick stehen und verschwand wieder.

Mit der Zeit wurden die dunklen Linien im Westen immer deutlicher und irgendwo im Vordergrunde des Passes mischte sich jetzt eine Batterie in den Streit.

„Du, die fangen schon an!“ sagte ein Soldat.

„Läß sie nur! Wir haben noch Zeit. Die schießen drei oder vier Kilometer weit, das weiß ich. Wir müssen noch warten. Seht, da bekommen sie die Antwort!“

Schwarze Rauch- und Staubwolken schoßten in der Batterie auf; die Traubenwolken einiger Shrapnells hingen für Augenblicke darüber. Aber sie feuerte weiter.

Auf der Straße erschienen mehrere Infanteriebataillone, die an der Batterie vorbei tief in den eigentlichen, schmalen Paß einmarschierten. Denn da ließ sich viel wirkungsvoller kämpfen, als hier in der breiten, flachen Ausmündung. Hier waren sie den geschulten Österreichern gegenüber doch zu sehr im Nachteil, aber im Engpaß, wo jeder Schuß zählte, sah die Sache ganz anders aus. Man schien den Plan zu haben, den eigentlichen Kampfplatz mehr in das Innere des Gebirges zu verlegen. Na, dann würden die alten Bronzekanonen bald Arbeit bekommen.

Immer neue Scharen eilten dem Passe zu. Am fernen Eingange, wo man die Feinde aufzuhalten suchte, tobte der

Kampf immer heftiger. Die Türme von Babiaku waren verschwunden, und über dem Orte hing eine schwarze Wolke. In das Infanteriefeuer mischte sich das Rasseln und Rattern der Maschinengewehre.

Da sah man auch schon in der Ferne die Österreicher, und jetzt war für die Batterie der Augenblick gekommen, wo sie eingreifen konnte. Hinter ihr, wohlgedeckt durch Felswände, lagerten die Infanteristen; auch zwei Maxims standen fertig.

Rechts und links begannen die Batterien nach vorne zu feuern, die Straße hinab. Die Dorobanzen schnallten ihre Gürte fester und eilten an die Geschütze, entschlossen, bis zum letzten Atemzuge auszuhalten. Denn daß man vorhatte, diese alten Geschütze — und natürlich auch ihre Bedienung — zu opfern, wußten sie längst. Das störte sie auch weiter nicht.

So, wie die alten, wetterharten und weißhaarigen Männer jetzt hinter den glänzenden Röhren standen, die Arme aufgestreift und die brennende Lunte in der Hand, boten sie ein seltsames, eigen anmutendes Bild; — man konnte an die Türkenkriege und die alten Russenkämpfe zurückdenken oder an die Zeit der Landsknechte. Sie wußten alle, daß sie höchstens noch eine halbe Stunde zu leben hatten, aber das beängstigte sie weiter nicht. Einen Tod waren sie der Natur sowieso schuldig und sie hatten ja lange genug gelebt. In ihren Augen blitzte jetzt die alte Kampfeslust auf; sie maßen die Entfernung, stemmten die Füße fest in den Boden und berechneten schon im voraus die Wirkungen ihrer Schüsse.

Tscherny, der Grenzer, schob die Müze aus den Augen, warf die Kalkpfeife zu Boden und flopste liebkosend das Geschützrohr, — etwa, wie man den Hals eines treuen Pferdes flopft. Und weil es doch nun galt, Abschied von allen irdischen Freuden zu nehmen, griff er zu der Flasche mit Slibowitz, hob sie und tat einen mächtigen, endlosen Zug.

Donnerwetter, der Schnaps schmeckt aber heute! Und weil es doch schade gewesen wäre, auch nur einen Tropfen des köstlichen Stoffes verkommen zu lassen, hob er die Flasche

noch einmal. Aber immer war noch etwas darin. Tscherny holte tief Atem und erbarmte sich dann über den Rest.

Gerade als er so die Augen zum Himmel emporhob, hörte er hoch über sich ein trockenes Krachen, etwa, als wenn ein starkes Holzbrett durchgebrochen wird. Ein Wölkchen entstand, und wie Hagelwetter kam aus der Höhe herunter, daß der weiße Kalkstaub des Bodens ringsum aufspritzte.

Tscherny hatte nichts abbekommen. Ruhig steckte er seine Feldflasche in den Gurt und sagte: „So . . . nun kanns losgehen!“

Schuß auf Schuß sandten die alten Rohre die Chaussee hinunter. Wenn es auch nur eiserne Vollkügeln waren, die man verschoss, so leisteten sie doch alles, was man billigerweise von ihnen verlangen konnte. Der dichte Qualm des Schwarzpulvers hüllte die Batterie in mächtige Wolken; Arme und Gesichter wurden rußig. Hinter der Batterie knatterte das Feuer der deckenden Infanterie, und flapperten die Maxims; vor ihr donnerte und prasselte es noch ganz anders. Korbweise kamen die Geschosse angeflogen, diese blanken, kleinen Bleistifte; überall glitzerten sie unheimlich an der Erde. Dann warf ein platzendes Geschoss ganze Haufen Erde über die Kanoniere oder umspülte sie mit Sprengstücken.

Zwischen all dem Getöse handhabte Tscherny ruhig seinen Wischer und lächelte. Wirklich, er schmunzelte vergnügt vor sich hin, obwohl dies nicht gerade angebracht zu sein schien. Ganz außerordentlich wohl fühlte er sich. So warm, so mollig war ihm zu Mute, daß er nichts besseres wünschte, als immerfort Pfropfen auf Pfropfen in das Rohr hineinzustampfen. Mochten auch die Splitter fliegen und die Funken stieben, seiner stillen Heiterkeit tat es keinen Abbruch. Taktmäßig hob und senkte er seinen Wischer und aus all dem Getöse hörte er eine Melodie heraus, nach der er seine Bewegungen einrichtete. Schließlich konnte er sich nicht mehr halten, sondern fing an, leise mitzusingen:

„Tu care esti perdută in négra vecinie,  
Stea dulce si jubită a aufletului . . .“

Eine angenehme Schläfrigkeit legte sich über seine Sinne; er sah das Geschütz nur noch undeutlich, arbeitete aber regelrecht und taktmäßig mit seinem Wischer. So eigenständlich, so taumelig wurde ihm zu Mute . . .

„Was ist denn eigentlich mit mir los?“ dachte er. „Ich bin doch nicht getroffen? Ach was!

„Tu care esti perputa in négra vecinie . . .“  
Maschinennäsig arbeitete er weiter. Es fiel ihm gar nicht auf, daß die Schüsse seiner Batterie immer unregelmäßiger und seltener wurden. Das Schwindelgefühl verstärkte sich bei ihm; nur noch mit Mühe hielt er sich auf den Füßen. Schließlich stolperte er über etwas und fiel der Länge nach zu Boden. Er versuchte sich aufzurichten, aber die Glieder gehorchten ihm nicht mehr. In seinem Kopfe brauste es wie von einem Wasserfalle.

„So,“ dachte er bei sich, „jetzt bin ich also tot. Das hatte ich mir viel schlimmer vorgestellt. Im Grunde ist es also ganz schmerzlos, leicht und angenehm. Wo mag ich nur die Wunde haben? Jedenfalls im Kopf, denn der brummt ganz abscheulich. Nun, die Hauptache ist, daß ich sie als ehrlicher Soldat vorne habe. . . Was nun kommen wird? Da bin ich doch neugierig! Ob ich nun in den Himmel komme?“

Er wartete eine ganze Weile, aber es geschah nichts derartiges. Nur hörte er vor sich ein Getöse, das immer mehr anschwoll.

Was war das eigentlich? Regen? Hagelwolken? Gewitter? Jedenfalls das letztere. Da wollte er doch einmal zusehen, wie die Blitze gemacht wurden.

Er versuchte seine Augen zu öffnen, aber merkwürdig! Diese sonst so einfache Handlung wollte ihm gar nicht gelingen. Wie verklebt waren die Lider. Und dabei schwoll der Donner immer lauter an.

Tscherny hatte am Boden umhergetastet und dabei eine Art Streifen oder Gurt ergriffen. Als er ihn betastete, fand er, daß auf der einen Seite lauter stumpfe Vorsprünge, wie

kleine Bleistifte herausragten. Dazu war der Gurt viel schwerer, als man hätte denken mögen. Komisch — —

Auf einmal kam ihm eine Erleuchtung. War das nicht der Patronengurt eines Maschinengewehrs? Hatte nicht seitwärts in der Batterie ein solches gestanden?

Immer lauter, dröhnender, gewaltiger schwoll der Donner an . . .

Ein Maschinengewehr? Gab es denn im Himmel auch Maxims? Wohl kaum. Also war er wohl gar noch auf der Erde? Wo war er denn eigentlich?

Ein helles, schmetterndes Trompetensignal erscholl dicht vor ihm. Mit einem Ruck riß er die Augen auf. Da sah er . .

Neben ihm lag die ganze Bedienungsmannschaft der Geschütze tot in großen Blutlachsen. Alles durcheinander, Geschütze umgeworfen und große, trichterförmige Löcher im Boden. Vor ihm jagte mit blitzenden geschwungenen Klingen, mit schmetternden Signalen, mit schnaubenden Rossen, deren Mähnen wild flatterten und deren harter Hufschlag den Boden erbeben ließ, eine Kavallerieabteilung heran, um die zusammengeschossene Batterie in Besitz zu nehmen.

Da fiel von dem alten Gebirgsjäger alle Müdigkeit ab. Aller Schwindel, alle Stumpfheit der Sinne waren wie fortgewischt. Mit einem Satze war er auf den Füßen und blickte sich hilfesuchend um.

Die Reiter waren kaum vierzig Schritte entfernt. Er hörte die Rosse schnauben, als wenn sie sein Blut verlangten und sah alle die scharfen, schneidenden Klingen, zum sausenden Hiebe fertig.

Ringsum alles tot, alles!

Aber rechts stand ja noch das Maschinengewehr. Ein Munitionskasten war umgeworfen; aufgerollt lagen die Gurte umher. Taumelnd stürzte Tscherny hinzu, klemmte seine Schulter in den Bügel der Waffe und legte den Daumen auf den Messingknopf.

Die Reiter waren noch dreißig Schritte entfernt. Da flamme es vor der Mündung des Maxim auf; die Flamme

blieb still stehen, wie die Flamme einer Kerze. Ein krachendes Klappern erscholl.

Die vorderen Pferde bäumten sich hoch auf und ließen ihre Reiter aus den Sätteln gleiten. Immer weiter prasselte es, — rechts das Rohr gedreht, links gedreht, und dann langsam eine halbe Kreisdrehung gemacht, — — die Sende des Todes, die mit einem Bogenstrich alles vor sich niedermähte. furchtbar schlug der Kugelhagel in die Reihen, aus dieser Entfernung eine entsetzliche Durchschlagskraft entfaltend. Ganze Hügel von Körpern türmten sich vor der sprühenden kleinen Mündung auf; über die Gestürzten hinweg in die hinteren Reihen, durch die Lücken, durch Mann und Pferd sausten die Mantelgeschosse, alles niederwerfend. Der Donner der Huſe hörte auf, immer deutlicher hörte man das Maschinengewehr heraus, bis seine harte Stimme schließlich unter all den Geräuschen die Oberhand bekam. Und auch sie sollte verstummen.

Zwischen dem wirren, niedergemähten Knäuel hatte sich ein Soldat blutend halb erhoben, die Automatpistole gezogen und die Faust zur sicheren Stütze auf den Körper eines vor ihm liegenden Pferdes aufgelegt. Gerade als Tscherny die letzte Patrone verfeuert hatte und seine ratternde Höllenmaschine still stand, frachte ein einzelner, nach all dem Lärm kaum vernehmlicher Schuß, und der alte Grenzer, die Arme hochwerfend, fiel mit einem Seufzer auf sein Gesicht.

Diesmal war er wirklich tot.

---

Das Kolosseum in Bukarest war überfüllt. Nicht etwa, was man ein volles Haus nennt; Hunderte standen noch draußen und versuchten einzudringen, so daß die Polizei genötigt war, sie mit sanfter Gewalt fortzudrängen.

Der Direktor und die Aktionäre schwammen in einem Meer von Wonne, schmunzelten sich gegenseitig an und rieben die Hände, ohne die neuen, weißen Glacees zu schonen. Was

lag bei einem solchen Bombenerfolg überhaupt an ein Paar Handschuhen!

Wie war das gekommen? Eigentlich sind zur Kriegszeit, wenn man in Angst und Sorge um seine Söhne schwelt, die hinauszogen, und vor den Verlustlisten zittert, die Theater nicht so stark besetzt. Man gibt in der Regel patriotische Stücke, und wenn daran Mangel ist, wie hier in Rumänien, läßt man sie von einem Hausdichter aus einem halben Dutzend anderer Werke rasch zusammenschustern, oder spielt zu wohltätigen Zwecken. Das fiel dem Direktor des Kolosseums überhaupt nicht ein. Das Kolosseum war ein Variété, und es mußte genügen, wenn er patriotische Lieder singen und bei passenden Gelegenheiten die Landesfarben zeigen ließ. Noch gestern hatte er einen Dichterling an die Lust gesetzt, der ihm ein Sensationsstück präsentierte, aus dem Englischen des vorigen Jahrhunderts übersetzt und für die gegenwärtigen Bedürfnisse zugeschnitten. Ebenso wies er den Kapellmeistern und Musikern die Tür, welche mit allerlei „Fürst Cuza“-Märchen angerückt kamen.

Wie kam es nun, daß er trotz seines offenkundigen Mangels an rumänischem Nationalgefühl und beim Fehlen aller üblichen Veranstaltungen sein Theater bombenvoll hatte? Ja, — das war der Kniff. Monsieur Ephraim Zettko war Geschäftsmann. Nichts weiter. Aber das vollständig.

Er kündete also mit großen Buchstaben in allen Blättern und an allen Straßenecken an, daß er auf dem Kriegsschauplatze eigens cinematographische Aufnahmen machen lasse. In vollem Feuer! Mitten im Gefecht! Bereits sei ein tollkühner Photograph als Opfer seines Berufes den Granatsplittern zur Beute gefallen und zwei andere schwer verwundet. Aber dafür würden die Aufnahmen — natürlich farbig! — auch so naturgetreu sein, daß der Beschauer einen noch viel besseren Eindruck von den Kämpfen gewinne, als wenn er selbst dabei gewesen sei und mitgekämpft habe.

Einige Misstrauische waren der Meinung, daß Monsieur Ephraim die Aufnahmen nach berühmtem Muster auf irgend

einer stillen Dorfwiese mit in Uniform gesteckten Tagedieben ausführen lasse, was den Vorzug hatte, billiger und gefahrloser zu sein; der Pulverdampf und die platzenen Granaten wurden nachher hinaufretouchiert. Einige Konkurrenten zogen auch Erfundigungen ein, aber sie konnten nur feststellen, daß der Direktor bei der Wahrheit geblieben sei. Es wurde sogar bestätigt, daß sich seine Leute mit größter Bravour dem Kugelregen ausgesetzt hatten, um recht effektvolle Bilder heimzubringen und daß wirklich einer von ihnen gefallen war. Zettko verfehlte natürlich nicht, diese Feststellungen in nachdrücklichster Weise der Öffentlichkeit bekannt zu geben. Gestern waren seine „außerordentlich wohlgelungenen“ Films eingetroffen und heute sollten sie zum ersten Male reproduziert werden.

Das eleganteste Publikum hatte sich eingefunden, denn das Kolosseum war das beste Variété der Hauptstadt. Alle Logen waren besetzt; überall schimmerten Uniformen, funkelten Brillanten in rabenschwarzen Haaren. In einer der am besten gelegenen Logen sah man auch den Politiker Isradky und seine junge, allgemein bewunderte Gattin.

Zinca trug ein prachtvolles Decolleté mit dunkelroten Rosen, das ihr vorzüglich stand. Hinter ihr drängten sich Herren im eleganten Gesellschaftsanzug, mit denen sie Rede und Gegenrede tauschte und sich zuweilen mit ungemeiner Schlagfertigkeit in einen kleinen, gewagten Wortkampf einließ. Trotzdem lag über ihren Zügen so etwas Scheues, Verängstigtes.

Ihr Mann dagegen war die Ruhe und Kaltblütigkeit selbst. Die allgemeine Aufregung hatte ihn nicht angestellt, und er betrachtete die Ausbrüche patriotischer Lärmfucht bei einzelnen Liedern als ganz natürliche, psychologisch erklärbliche und auf Grund gewisser Maßnahmen leicht hervorzubringende Erscheinung, über die er jedoch erhaben war. Drüben rollte sich jetzt über dem Vorhange ein weißer Schirm ab, von der Menge mit Jubel und von der Musik mit einem schmetternden Marsche begrüßt.

„Jetzt gehts also los,“ sagte der Politiker mit leichtem Lächeln, sich nach den Kavalieren umwendend, von denen einer gerade von Zinca einen Schlag mit dem Fächer auf die Hand erhielt.

Die Herren hatten sich doch dem Banne der Reklame und dem Anteil an der erwartungsvollen Stimmung der „Massenseele“ nicht ganz entziehen können und blickten auf. Der Projektionsapparat zeichnete von der höchsten Galerie aus einen Lichtstreifen durch das Theater, und auf der weißen Leinwand erschienen die Worte:

1. Bild. Der Auszug der Truppen. Das achte Regiment im Aufmarsch.

Die Musik setzte ein, und alles beugte sich vor, als der Apparat zu knattern begann.

Auch Zinca krampfte die Hände in ungewöhnlicher Aufregung um das rotsamtene Geländer der Loge. Jetzt, wo es im Saale dunkel geworden war, brauchte sie ihre Mienen nicht mehr zu beherrschen.

Das achte Regiment! Beim dritten Bataillon, bei der vierten Kompagnie stand ja einer, der ihr lieb und wert war. An den sie soviel gedacht hatte, der ihr so viele Tränen gefestet hatte.

Sie überhörte die Bemerkung, die ihr einer der Herren zuflüsterte, sich tief über ihre unbekleideten Schultern neigend. Drüben auf dem Vorhange bewegten sich die scharfen, naturgetreuen Bilder; — das achte Regiment marschierte auf!

Das Volk jubelte, wie die jungen Rumänen in ihrer kleidssamen Uniform auf dem Vorhange erschienen. Alles war so klar, so deutlich, jedes Gesicht zu erkennen, jede Bewegung zu sehen. In Kompagnien erfolgte der Aufmarsch; das dritte Bataillon war nicht darunter. Dann war der Film zu Ende, und es wurde dunkel. —

2. Bild. Das zweite Lancier-Regiment auf dem Marsche.

Zinca blickte zur Seite und sah gar nicht hin! Was ging sie die Kavallerie an! Sie horchte auf das Geräusch des

Apparates, lauschte in den Saal hinab. Ihr Atem ging hastig.

Das Bild war zu Ende, und die Artillerie wurde gezeigt. Dann die Sanitätskolonne, die Telegraphisten, die Pioniere, die Kriegshunde, die Radfahrer, der Fesselballon . . .

Mit brennenden Augen starnte Zinca auf die Bilder, ohne etwas zu sehen. Ihre Gedanken schweiften weit hinaus, und als ihr Mann sie nach ihrem Urteile über die Güte der Aufnahme fragte, zuckte sie zusammen und mußte sich lange besinnen, ehe sie antworten konnte.

Der Kinematograph zeigte, wie ein Dörfchen, das einen wichtigen Punkt in der rumänischen Stellung bildete, besetzt und befestigt wurde. Man riß Mauern ein und türmte Barrikaden auf; die Artillerie stellte Bettungen für Haubitzen her, und die Infanterie bohrte Schießscharten in die Hausmauern. Auf einmal stieß Zinca einen leisen Schrei aus; leise zwar, aber doch immer laut genug, um alle Köpfe in der Loge sich nach ihr umwenden zu lassen.

„Zinca! Was ist Dir?“

„Nichts, nichts! Läß mich nur!“

„Sind Deine Nerven zu schwach, die Kriegsbilder anzusehen? Das war doch sonst nicht der Fall!“

„Nein, mir wurde nur etwas . . . etwas schwindelig.“

„Soll ich Dich nach Hause bringen?“

„Nein, nein! Läß doch! Ich möchte gerne sehen, wie es weiter geht.“

Die süßen, besorgten Worte der Kavaliere hörte sie gar nicht. Sie hatte ihn gesehen, der alle diese geschniegelten und geschwätzigen, dabei innerlich hohlen und für die Gesamtheit völlig wertlosen Pflastervertreter aufwog, ihn, — Alexander!

In der Spur seiner Leute war er in das Dorf eingerückt! Wie er ausgesehen hatte, so schön, so männlich, so berückend. Er hatte den Soldaten die Plätze angewiesen, sie hierhin und dorthin kommandiert und mit dem Degen auf den Feind gezeigt. Ach, Alexander!

Ihr Herz schlug wild und ihr Gesicht rötete sich. Sie

beugte sich weit über die Brüstung und merkte nicht, daß das Programm in die Tiefe flatterte. Ihre Augen tranken gierig die bunten Bilder der Leinwand, ihre Finger bohrten sich in den roten Sammet.

Da war das Bild zu Ende, und wieder wurde es dunkel. Mit einem tiefen Seufzer lehnte sie sich zurück und fuhr sich mit dem Spitzentuch über die Stirn.

Graf Czichy, eines der gefeiertsten und schönsten Mitglieder der jeunesse dorée beugte sich über sie und flüsterte: „Aber gnädige frau sind ja ganz echauffiert! Darf ich vielleicht ein Glas . . .“

„Wenn Sie doch endlich still sein wollten,“ sagte Zinca hart und scharf. Der Graf hiß sich auf die Lippen und ging. Jetzt zuckten die bunten Lichter von neuem auf.

#### 15. Bild. Der Artillerie-Angriff.

Ach ja, es war an jenem Tage heiß und blutig hergangen. Was mochte der arme Alexander alles ausgestanden haben! Er! Ihr Held, ihr Einziger! Mit tausend Rosenamen überhäufte sie ihn im Stillen. Was würde er alles erzählen können, wenn der dumme Krieg, der ihn festhielt, vorbei war und sie traulich Hand in Hand zusammensaßen! Jetzt liebte sie ihn noch viel, viel mehr. Da mußte sie ihm zuerst sagen, daß sie ihn in der Ferne bewundert und seine Schritte beobachtet habe, — im Kinematographen!

Wie er staunen würde! Wie lange mochte der Krieg noch dauern? Sicher nicht lange mehr, denn gegen die Österreicher konnte man ja doch nichts ausrichten. War ja überhaupt alles dummes Zeug. Wenn er nur bald wiederkam! Wie wollte sie ihm die Trennungszeit vergessen machen!

Bild auf Bild erschien, aber das Dörfchen tauchte nicht wieder auf. Ob er jetzt auch an sie dachte? Oder ob er schon irgend eine andere gefunden hatte für die Zwischenzeit? Irgend ein kleines, schwarzhaariges Mädchen? Nun, das mußte er ihr alles gestehen, der treulose Schmetterling! Und sie würde ihn als gestrenge Richterin zu vielen Küszen als Buße verurteilen . . .

Da . . . ah, da war wieder das Dorf. Wie hatte der Titel des Bildes doch gelautet? Richtig, „der Ausfall“. Was war das, ein Ausfall? Man ging aus dem Dorfe heraus, dem Angreifer entgegen, wenn dieser sich in Verwirrung oder Flucht befand?

Ja, da kamen sie schon aus dem Dorfe herausgestürmt. In hellen Haufen. Die Bajonette blitzten. Ein Soldat fasste seinen Arm. War der gar verwundet? Und einer glitt aus und fiel beim Übersteigen einer Mauer. Immer wollte er noch nicht aufstehen. Sollte . . . sollte der tot sein? Von einer unsichtbaren Kugel getroffen? Und da, ja da . . . Alexander! Zwischen all den Soldaten. Dem Ausgange zu. In der Hand den blanken Degen. Alexander!

Nun war er im Haufen verschwunden, vorübergeeilt. Immer neue, bunte Schatten glitten über die weiße Fläche. Der Apparat, auf irgend einem fahrbaren Gestelle bewegt, blieb den Soldaten immer zur Seite. Sie eilten jetzt über ein gepflügtes Feld, über große Reisigbündel. Wie sie fielen!

Im Theater war es stiller und stiller geworden.

Jetzt kam ein Hohlweg. Ein Trupp Soldaten eilte hindurch. Noch einer. Am oberen Rande quoll eine große, weiße Wolke auf, deren Rauch sich über den Boden zog. Man sah, daß sie ein Loch in den Boden gewühlt hatte. Das war sicher eine Granate.

Unwillkürlich drückte Zinca die Hand auf ihr Herz, als ob sie dessen lautes, allzulautes Klopfen ersticken wollte. Fast hielten ihre Nerven es nicht mehr aus, hier so zu sitzen. Sie hätte aufspringen und fortlaufen mögen, aber die Erwartung hielt sie wie gebannt auf ihrem Platze fest.

Wieder kamen Soldaten. Und da . . . war er wieder. Zum drittenmale schon. Ihre eben noch so angstvollen Augen strahlten, — ja, küssen hätte sie diese Leinwand mögen!

Wie er herankam! Wie er den Degen schwang! Ein Gott, herrlicher als sie alle! Was . . . barmherziger Himmel . . . was . . . war das? Er schwankte? Er fiel?

Den Hohlweg hinunter jagte eine Batterie, — Geschütze

der schweren feldartillerie. Es ging auf den Gefallenen zu. Geradeaus, erbarmungslos. Drüber hinweg. Pferde, eisenbeschlagene Räder, drüber hinweg.

Das ganze Theater hob die Köpfe und blickte nach der Loge empor.

Zinca hatte verzweifelt, gellend aufgeschrieen.

Dann verfiel sie in einen Weinkrampf. Ehe jemand in der Finsternis begriffen hatte, was vorging, hatte sie sich niedergeworfen und schlug mit der Stirn auf die Bretter. Dazu weinte sie stöhnend, jammervoll, und zwischen ihren feinen, vors Gesicht gepreßten Händen, zwischen all den funkelnden Brillantringen quollen die Tränen hervor . . . .

9.

Denkst Du daran . . .

Als die ersten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz allgemein bekannt und überall Tagesgespräch waren, entwickelten sich in verschiedenen Staaten Ereignisse, die mit den Balkanwirren zwar nur in indirektem Zusammenhange standen, aber dennoch höchst bedeutungsvoll waren.

Man gebrauchte in Hinblick auf die Kämpfe häufig die Zusammenstellung „Deutsche“ und „Slaven“. Bei diesen Gegenüberstellungen hob man die nationalen Eigenheiten gerne hervor und zog daraus auf den verschiedensten Gebieten seine Schlüsse. Aber es gab Leute, welche sich durch diese Schlüsse beleidigt fühlten und die Erfolge der österreichischen Waffen als persönliche Kränkung aufnahmen. Und in Verbindung damit stand eine Erscheinung, die zwar schon früher periodisch aufgetreten war, doch nie in einer solchen Intensivität wie jetzt. Das waren die Deutschenhetzen.

An der holländischen, belgischen und französischen Grenze ist dies Wort unbekannt. Ebenso an der schweizerischen Grenze. Höchstens in Welsch-Tirol gibt es mal ein paar kleine Reibe-

reien, die aber ganz lokaler Natur sind. Anders ist es im Südosten und Osten, und von dort her kamen auch die ersten Berichte.

Zunächst kam es in Prag zu bedauerlichen Ausschreitungen. Eine große Volksmenge zog unter allerhand Demonstrationen durch die Straßen und setzte sich schließlich auf dem Wenzelsplatz fest. Das anrückende Militär wurde mit Steinen beworfen. Man löschte die Laternen und feuerte Schüsse ab. Auf dem Graben kam es zu erbitterten Kämpfen; die Polizei machte schließlich von ihrer Waffe Gebrauch. Mehrere Tote und viele Verletzte blieben auf dem Platze; es wurde, als am nächsten Tage wieder bedrohliche Ansammlungen stattfanden und alle Ermahnungen, die der Stadtrat an die Bürgerschaft richtete, nichts fruchteten, der Belagerungszustand verhängt.

In Aussig, Trautenau und Reichenberg fanden ähnliche, wenn auch geringere Ansammlungen und Zusammenstöße statt. In Brüx wurden in der deutschen Schule im tschechischen Viertel die Fenster eingeschlagen. Nun zogen die Deutschen zum tschechischen Vereinshause, und, obwohl das Gebäude gut bewacht war, schlugen sie dort einige Scheiben ein. Kavallerie zerstreute den Trupp und verhaftete drei Deutsche. Auch in Teplich kam es zu Reibereien. Da die ganze Polizei von Königshof nach Prag kommandiert war, benutzte der Pöbel diese schöne Gelegenheit, um den Deutschen die Fenster einzuhauen, das deutsche Haus zu demolieren und allerlei Gewalttätigkeiten zu verüben.

Im deutschen Reichstag hatte man diese Vorgänge zur Sprache gebracht und zugleich auf andere Zusammenstöße hingewiesen, deren Schauplatz die Weichselprovinzen, Galizien und die russischen Ostseeprovinzen waren. Anfangs war man nur sehr vorsichtig auf alle diese Dinge eingegangen, denn über Russlands wirkliche Stellung war man immer noch im Unklaren. Vielleicht spielten da hinter den politischen Kulissen Dinge, welche die breite Öffentlichkeit nicht erfuhr und auch

nie erfahren wird, — genug, man wägte seine Worte und Ausdrücke genau, wenn man vom Zarenstaat sprach.

Später wurde das allerdings anders, ganz anders. Besonders, als der russische Bär seine ausgestreckte Tatze langsam und sehr vorsichtig zurückzog. Vielleicht hatte er auch in aller Stille einen diplomatischen Hieb darüber bekommen. Dann kamen die Streitigkeiten Russlands mit England über Vertragsverletzungen in Persien und Indien, die bald in Petersburg so viel Kopfzerbrechen machten, daß man die Balkanfrage einstweilen sich selbst überließ. Russlands Versuch, sich nach seiner Wiedererstarkung als führende Macht Europas aufzuspielen, war fläglich gescheitert. Ob hinter dem Vorgehen Englands irgend ein geheimes Bündnis mit seinen germanischen Vettern stand, wie man vermutete, ist nie festgestellt worden. Dagegen wurde eine andere Tatsache von höchstem Werte für den europäischen Frieden und die geistige Entwicklung germanischer Kultur festgestellt, nämlich, daß der so oft ausgesprochene Gedanke an einen erbitterten Zusammenstoß zwischen Deutschland und England, der das drohende Gespenst des Weltkrieges heraufbeschwören sollte, reiner Unsinn war.

Es war ganz erstaunlich, mit welcher Zähigkeit dieser Gedanke immer von neuem aufgetaucht war. Jeder Gebildete mußte sich trotz aller Invasionsbücher und Weltkriegsromane doch sagen, daß allein schon das Verhalten des deutschen Herrschers England gegenüber, seine weitgehenden Zugeständnisse und seine Bemühungen, mit allen Mitteln ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Nationen herzustellen, zu seinen Lebzeiten, wenn nicht ein ganz besonderer Umschwung eintrete, einen Krieg oder eine „Invasion“ völlig ausschloß. Man bedachte, wenn man so leichtsinnig diese Bilder heraufbeschwor, kaum, welche Folgen es für das ganze Germanentum haben würde, wenn sich die beiden Mächte gegenseitig aufrieben und welches ungemeine Vergnügen ein solcher Krieg vielen anderen Mächten bereiten müßte. Man wünschte nichts sehnlicher, als daß sich die Beiden die Hälse brächen, um sich

dann ins Fäustchen zu lachen und nachher im Trüben zu fischen. Nein, wir mußten unsere Augen nach einer anderen Seite hin richten, die wir viel zu wenig beachtet hatten.

Schon in den nächsten Tagen erschienen Telegramme in den Zeitungen, die alle Politiker mit größter Überraschung erfüllten.

Ganz eigenartige Nachrichten kamen nämlich aus Deutschland, und zwar aus den Provinzen Rheinland und Westfalen. In dem großen Industriegebiet, das sich von Hamm und südlicher bis zum Rheine hinzieht, waren schon vor Jahren über eine halbe Million ausländischer Arbeiter ansässig, und es hatten sich hier so eigenartige Zustände herausgebildet, daß sie den Fremden in höchstes Erstaunen versetzten, weil so etwas in einem geordneten Staate unmöglich sei. Gelegentlich verschiedener Streiks drang über diesen seltsamen „Staat im Staat“ einiges in die Öffentlichkeit, und nicht selten brachten die Tagesblätter Nachrichten über Morde und Verbrechen, so daß man manche Ortschaften nur mit geheimem Gruseln aussprach, aber im Grunde waren die Verhältnisse da doch der größeren Öffentlichkeit unbekannt geblieben. Vielleicht wurde auch dafür gesorgt, denn die Ausländer waren als billige Arbeiter mit großen Unkosten aus allen Richtungen der Windrose importiert worden, und man wollte doch seinen Nutzen davon haben.

Wenn jemand erzählen würde, daß in einem Straßenbahnwagen in der Nähe von Herne polnisch und italienisch, auf dem Vorderperron ungarisch und serbisch und auf dem Hinterperron kroatisch und kroatischwallachisch gesprochen wurde, wird man dies für ein Märchen halten. Und doch ist es so. Wer sich davon überzeugen will, der gehe einmal die Bahnhofstraße in Gelsenkirchen hinauf, — die „Straße der Nationen“, wie sie ein Spötter nannte. Es gibt Straßen genug, in denen man nur polnische Firmenschilder sieht oder solche, auf denen — in Deutschland! — höfliche Geschäftsleute ihre Ankündigung erst polnisch und dann deutsch setzen. Den Vermerk, daß hier polnisch und italienisch gesprochen werde, findet man überall. Es gibt sogar Geschäfte, deutsche Geschäfte in

Fülle, die in gewinnstüchtiger Kriegerei den Polen soweit entgegenkommen, daß sie an gewissen, polizeilich verbotenen Nationalfeierlichkeiten ihre Auslagen weiß und rot, also in den alt-polnischen Farben dekorieren!

Alle diese Ausländer hängen eng und zähe zusammen. Sie haben ihre eigenen Lokale, ihre Vereine und ihre Zeitungen; es gab 1908 allein fünf polnische Blätter, und man sah mit unbegreiflicher, echt deutscher Gutmütigkeit zu, wie diese alles, was deutsch war, in den Schmutz zu ziehen versuchten. Sorgfältig wachte man darüber, daß nur Geschäftsleute gleicher Nationalität mit Einkäufen beeckt wurden; die Italiener und die Leute aus den Balkanstaaten, die äußerst sparsam lebten, schickten über zwei Drittel ihres Lohnes nach Hause; man bedenke, welche Summen dem deutschen Nationalvermögen auf diese Weise entgingen! Deutsche Geschäftsleute, welche „aufzumucken“ wagten, wurden einfach boykottiert, und da einzelne Ortschaften fast ausschließlich von Polen und Italienern bewohnt waren, genügte diese Maßregel, um ihnen den Ruin in Aussicht zu stellen.

In diesen internationalen Gebieten änderten sich nun alle Verhältnisse gegen früher vollständig. Namentlich litt die öffentliche Sicherheit aufs Schlimmste. Jeder, der eben die Schulbänke verlassen hatte, war im Besitze eines Revolvers und zögerte nicht viel, davon Gebrauch zu machen. Am bedeütigsten waren die Kroaten, denen man viele Morde nachsagen konnte und deren Fertigkeit im Halsabschneiden, der sogenannte „Kroatenschnitt“, anläßlich einiger Prozesse weiterhin bekannt wurde. Es kam so weit, daß sich Angehörige kroatischer Geheimbünde, die nach dem Muster der „Maffia“ und „Camorra“ organisiert waren, bei Bahnarbeiten im Rheinlande kleine Schlachten lieferten. Dann kamen die heißblütigen Italiener, die so schnell mit dem dreikantigen Stilett bei der Hand waren, aber auch für nüchtern und mäßig galten. Endlich die Polen, — von den anderen Fremdlingen, die in Lammfellhosen und gestickten Hemden umherliefen, ganz abzusehen.

Die Polen spielten nun einmal hier die tonangebende Rolle. Man erlebte das unglaubliche Schauspiel, daß diese Leute, die von den Abfällen der deutschen Fabriken und Bergwerke lebten und dafür in ihren Blättern von „deutschen Schweinen“ sprachen, die „das Anspucken nicht wert seien“, daß diese Leute noch von einer politischen Partei in Schutz genommen, als Verfolgte und Bedauernswerte hingestellt und geliebtest wurden. Wenn man wirklich zugeben wollte, daß dies Verhalten zum Teil aus Unkenntnis der Tatsachen entstammte, so zeigte sich doch hier ein solcher Mangel an nationaler Gesinnung, daß jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen mußte. Gewiß, es ist noch nicht allzulange her, als man für Thaddäus Kosciuszko und die „edlen Polen“ schwärzte, wie man einst auch für die „edlen Griechen“ und Alexander Ypsilanti schwärzte; — denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka . . . ? Aber um Parteiinteressen zu fördern sich zum Stiefelpuizer dieser Gesellschaft herzugeben, das war doch wohl etwas zu viel. Und nun fingen die Polen an, uns zum Danke für jene elende Kriegerei die in solchen Fällen üblichen Fußtritte zu erteilen. Wir wollten es ja nicht anders!

In den letzten Jahren hatte sich eine eigenartige Industrie entwickelt, die ausschließlich für die Bedürfnisse und den Geschmack der Ausländer arbeitete.

Den Polen sagten z. B. die deutschen Uhrketten nicht zu; sie mußten solche haben, mit denen man zur Not ein Pferd fesseln konnte, behängt mit einer Unmasse von flirrenden Gläzierraten der geschmacklosesten Art. Bald gab es Fabrikanten, die derartiges unter dem gang und gäbe gewordenen Namen „Polenketten“ herstellten, wie es bald „Polenschlipse“ und „Polenringe“ gab. Vielleicht verfügten die Hersteller auch über eine gute Portion Ironie, denn es wurden von diesem Industriezweig Sachen auf den Markt gebracht, die den größten Nevermindman zum Staunen brachten und die Durchsiedende nicht selten erwarben und als Kuriositäten in die Heimat mitnahmen. Ebenso war es bekannt, daß man die unglaublichesten Ladenhüter an die Polen loswerden konnte, und in

der Tat sah man Sonntags Leute mit gelben Schuhen, schwarzen Hosen, hellen Röcken und grünen Hüten, an denen mehrere Broschen prangten; Kesselwärter gingen mit grünen Glacehandschuhen zur Fabrik, und zuhause trank man Weißwein vom Fuß und goß sich Gläser voll davon in den Norden . . . Nachts zog man dann Leute anrempelnd und harmlose Spaziergänger niederschlagend, durch die Straßen, sang das Lied von jenem Lande, das noch immer nicht verloren ist, obwohl es schon lange nicht mehr existiert, und kehrte in früher Morgenstunde heim, nachdem man nicht ermangelt hatte, alle sechs Patronen des Revolvers irgendwohin abzuschießen. Irgendwohin; nach einer Laterne, einem beleuchteten Fenster, oder noch besser nach einem Spaziergänger. Am nächsten Tage konnte man dann in den Blättern lesen, die überhaupt an Montagen regelmäßig ein halbes oder ganzes Dutzend blutiger Geschichten zu melden wußten: „Der Bergmann K. wurde in letzter Nacht von einem unbekannten Täter in die Lunge geschossen . . . Der Hochofenarbeiter B. erhielt eine von unbekannter Hand abgefeuerte Kugel in die rechte Schulter . . . Der Beamte W. wurde, anscheinend aus Rachsücht, überfallen und erhielt über ein Dutzend Messerstiche, zum Teil in den Kopf, denen er erlegen ist . . .“

Als die ersten Polen in den achtziger Jahren im Industriebezirke erschienen, hatten sie noch eine gewisse Bescheidenheit und Höflichkeit gezeigt; jetzt war diese einem verblüffenden Hochmute und Dünkel gewichen, hervorgerufen durch die große Zahl, den festen Zusammenschluß, die Hetzereien der Presse, die viel zu rücksichtsvolle Behandlung und jene bedauerlichen politischen Fehlgriffe. Man trug den weißen Polenadler im roten Felde als Uhrkettenanhänger — in deutschen Fabriken hergestellt, — man schloß sich zu Turnvereinen, sogenannten Sokolbünden zusammen, in denen man sich für die kommende, große Revolution im Hantieren mit Lanzen übte, man hatte Vereine, die unter religiösem Deckmantel politische Umlauffeie pflegten und die Kinder gegen die Lehrer aufhetzten, und verschwiegene Klubs, in denen man vom großen Kriegs-

schätz zu Rapperswyl und dem kommenden Zeitalter, in dem die Slaven Europa beherrschten, faselte. Kleine Kraftproben gelangen, — da ging man zu größeren über.

Schon lange hatten die polnischen, in Deutschland gedruckten Zeitungen einen Ton angeschlagen, den man nicht mehr mit dem Maßstabe messen konnte, den man sonst an Ausdrucksweise und Auffassungsart journalistischer Erzeugnisse legt. Möge es genügen, festzustellen, daß die Polenblätter unter anderem die Parole ausgaben: „Kauft nicht bei Fremden.“ Und die fremden waren — die Deutschen. Ganz offen sprach man den Wunsch aus, daß jene polnische Schänke oder irgend ein polnisches Kolonialwarengeschäft das im gleichen Ort bestehende Geschäft eines „Fremden“ verdrängen möge. Die gutmütigen Deutschen ließen sich dies alles bieten, und als nun noch politische Parteien den armen, bedauernswerten Polen, denen man „Land und Glauben rauben“ wollte, die Hand reichten, schwoll ihnen völlig der Kamm. Land und Glauben! Als ob sie beides jemals besessen hätten! Aus der Leibeigenchaft und dem Knuttenregiment hatte sie der Preuße erlöst, Straßen gebaut, die schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Dörfer zu erträglichen Wohnplätzen umgestaltet, dem Lande durch die Erschließung überhaupt Wert verliehen und seine Einwohner „zu Menschen gemacht“. Denn daß sie ihre Hezblätter überhaupt lesen konnten, verdankten sie doch nur den preußischen Schulen. Und der Glaube? Man ging zur Kirche wie zum Theater und hatte seine Freude an buntem Schaugepränge, dessen Sinn man gar nicht verstand. Während die Polen im Grunde ihres Herzens zur äußersten Linken hineigten, zeigten sie sich besonders kirchlich, um Anschluß zu haben, zu opponieren und Sonntags ihre gelben Schuhe und grünen Hüte zu zeigen. Von einem tiefen Erfassen religiöser Ideen war gar keine Rede; einige unklare Vorstellungen und gewohnheitsmäßiges Geplapper, das war alles.

Unter diesen Zuständen überraschte es weiter nicht, als im September 1912 zwei Bergarbeiter verhaftet wurden, aus deren beschlagnahmten Papieren sich ergab, daß sie hier eine

Art Fürstentum „Neu-Polen“ gründen wollten. Während die Zeitungsleser am Geisteszustande der Beiden zweifelten und die Diagnose auf Größenwahn gepaart mit Stumpfsinn stellten, überraschte das, wie gesagt, Kenner der Verhältnisse nicht. Denn irgend ein Ziel, irgend einen Plan mußten doch die Polen hier schließlich haben, und ihr Ziel zeigte sich schon darin, wie sorgsam sie in den von ihnen okkupierten Bezirken die Deutschen Mann für Mann hinausdrängten. Einige Gegendn waren vollkommen polnisch geworden, und alles wurde dort im Geiste großpolnischer Agitation geleitet; der „Staat im Staate“ war fertig und die beiden Bergleute brauchten ihn gar nicht zu gründen. Hatte es unter den Polen wirklich scharfe Denker gegeben, welche die Lage vollkommen überblickten und Maßnahme auf Maßnahme erwogen, ausführten und ausnutzten, so hätte sich auf dieser Grundlage der Polenstaat noch ganz anders entwickeln und innerlich festigen können. Aber die allzugroße Begeisterung, die in Rechthaberei, Kraftehlsucht und persönlichen Angriffen ausartete, schob immer neue Riegel vor, — wie es ja auch im alten polnischen Reichstage gewesen sein soll.

Anläßlich der Balkanwirren hatte Russland plötzlich den Polen gegenüber eine Politik eingeschlagen, die von seinen sonstigen Gepflogenheiten überraschend abwich. Der Zarenstaat war auch auf einmal die Liebe selbst gegen seine armen, polnischen Kinder; die Polen bekamen so viel Süßes und Schmeichelhaftes zu hören, daß sie anfangs ihren Ohren nicht trauen wollten, dann aber um so bereitwilliger lauschten. Russland versprach ihnen öffentlich so viel, so unendlich viel Gutes, — im Geheimen vielleicht noch mehr. Schade, daß diese dummen Deutschen Russland daran verhinderten, seine polnischen Kinderchen ans treue Herz zu drücken und ihnen ihr altes Königreich an der brausenden Wilicza wieder aufzurichten, — schade. Aber vielleicht . . . wer weiß? Vielleicht kommt es doch noch dazu. Es können ja Ereignisse eintreten . . . Ereignisse, von denen man vorläufig nicht reden darf. Und schließlich: ob Russen, ob Polen, wir sind ja alle eines

Stammes, und wenn es einmal losgeht — man kann ja nie wissen! — gehören wir zusammen! Denn von den Deutschen könnt ihr nichts erwarten, aber von uns.

Damals wurde viel russisch gesprochen, viel Wodki getrunken und viel debattiert. Die polnischen Zeitungen brachten viele militärwissenschaftliche Artikel und Schilderungen des alten Königreiches, und als man schließlich einen Redakteur, einen früheren Bäckergesellen, verhaftete, fanden sich unter seinen Papieren allerlei ganz merkwürdige Dinge. An der belgischen Grenzstation Herbesthal wurden viele, viele Kisten zurückgewiesen, die Selbstladergewehre und Automatpistolen von der „Société anonyme de Liège“ enthielten. Kurze Zeit darauf wies der Regierungspräsident die Polizeibehörden an, festzustellen, woher die vielen modernen Repetierwaffen stammten, die man bei Schießfären konfisziert habe. Ein paar Tage später, gerade, als im Reichstage sich ein Abgeordneter beschwerte, man behindere die religiösen polnischen Vereine und sei sogar in das Lokal einer frommen Bruderschaft eingedrungen, um verbotene Schriften und Waffen zu suchen, brach es los. Es sei gleich gesagt: Die ganze Bewegung wurde so ungeschickt wie nur eben möglich ins Werk gesetzt und war daher völlig wirkungslos. Die Bombe platze eben viel zu früh, und ingrimmig ballte man im Osten die Fäuste. Ja, es waren und blieben eben Polen, mit deren Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit und Sucht, sich in den Vordergrund zu drängen, man viel zu wenig gerechnet hatte. Polen, für die trotz ihres übertriebenen Nationalbewußtseins das Ganze doch nur ein lärmender Akt aus einem Ausstattungsstück war, bei dem es viel zu schreien, schießen und trinken gab. Nehmen wir die betreffende Zeitungsnotiz zur Hand:

„Bochum, den 21. Oktober 1913. Ueber die wüsten Szenen, deren Schauplatz die Zentral-Halle zu Herne war, werden uns folgende Einzelheiten berichtet. Gegen acht Uhr hielt der Agent Stanislaus Dziwolinsky seinen angekündigten Vortrag, in dem er verlangte, daß in den Orten mit rein oder überwiegend polnischer Bevölkerung

im Geschichtsunterrichte auch die polnische Geschichte zu Worte käme und auch polnische Lieder eingeübt werden sollten. Seine Ansprache enthielt dazu die üblichen persönlichen Beschimpfungen einiger Polenfeinde. In der Versammlung befand sich auch — trotz vorhergehender Warnungen — der liberale Abgeordnete Dr. W. aus Berlin, der eigens nach Herne gereist war, um die im Reichstage so oft vorgebrachten Klagen über die Bedrückung der Polen an Ort und Stelle zu studieren. Als die Rede zu Ende war, beging Dr. W. die große Unvorsichtigkeit, die sich nur durch sein bekanntes, lebhaftes Temperament entschuldigen läßt, sich zu Worte zu melden, die Phrasen des Agenten unter stets steigendem Murren zu widerlegen und auf das Unsinngige der ganzen Bestrebungen hinzuweisen. Vielleicht wäre sein rhetorisches Experiment immer noch gut abgelaufen, wenn er nicht zum Schluß die Worte gebraucht hätte: „Ich verstehe nicht, weshalb immer von „Polen“ geredet wird! Meine Herren, wir sind doch alle preußische und deutsche Staatsbürger, und wenn wir zu unserem Vergnügen daheim polnisch, französisch oder plattdeutsch reden, so ist das unsere Sache. So wenig wie es einen Staat Polen gibt, kann man von Polen reden, höchstens von polnisch sprechenden Preußen. In Preußen gibt es eben Preußen und in Deutschland Deutsche; Polen, meine Herren, gibt es überhaupt nicht mehr!“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sich ein rasend gewordener Menschenhaufen des Redners bemächtigte, ihn von der Tribüne zerrte und mit allen möglichen Gegenständen auf ihn einschlug. Außerdem wurden zwei Männer und eine Frau durch Revolverschüsse verwundet. Verhaftet wurden gegen zwanzig Personen; die Leiche des Dr. W. wurde polizeilich beschlagnahmt und nach dem Schauhause zur Obduktion geschafft.“

Inzwischen hatten Volksmassen die Inhaftierten befreit und die Polizei war überall auf erbitterten Widerstand gestoßen. Die Gendarmen wurden mit Ziegelsteinen und Kugeln

empfangen und mußten weichen. Von Wesel aus wurde telegraphisch Militär herbeigerufen, das schließlich mit dem Bayonettsäbeln die Straßen säuberte.

Eine unerklärliche, unverständliche Bewegung brach da plötzlich los. Auf den Schachtürmen einiger Zechen erschienen weiß-rote Polenfahnen; in jedem Dörfchen, in jeder Arbeiterkolonie knallte es. Alle Zechen und Fabriken ruhten. Männer, den berühmten, dicken „Streifknüppel“ mit dem roten Bändchen schwingend, freischende, aufheizende Weiber mit bunten Kopftüchern, junge Burschen mit hohem Kragen und steifem Filzhut, im Mundwinkel die Zigarette und in der Hand die Automatpistole, erfüllten die Straßen. Polenlieder und die Arbeitermarschallaise flangten durcheinander. Verhaftete man jemand und fragte ihn, was er eigentlich gewollt habe, so wußte er es nicht. Er habe sich nach den Anderen gerichtet, gemeint, das müsse so sein. Es sei ihm gesagt, es ginge los. Was ginge los? Das wußte keiner; „es“ ging eben los. „Es“, — das war: nicht arbeiten, Straßenlärm machen, auf die Polizei schießen und einmal zeigen, was für ein tüchtiger Kerl man war. Und wenn „es“ losging, dann mußte man eben dabei sein.

An einigen Stellen ereigneten sich ernstere Vorfälle. Der Nord-Express wäre um ein Haar entgleist, weil die Schienen aufgerissen waren; hier und da schloß man die Ventile einiger Kessel und ließ sie platzen, beschädigte Maschinen mit Thermit oder füllte Sand in die Ölbehälter. Da oder dort gab es kleine Explosionen, Beraubungen von Dynamitdepots, durchschnittenen Telegraphendrähte; einmal platzen sogar reguläre Bomben. Und Wunder über Wunder: bei einem Straßenkampfe in der Gegend von Essen wurden zwei Maschinengewehre ins Feuer gebracht, die so gut wie nichts ausrichteten und von denen eins während des Feuerns umfiel, weil es zehn Mann zugleich bedienen wollten.

Dem energischen Vorgehen des herbeigeholten Militärs war es zu danken, daß die Bewegung so rasch und gründlich verschwand, daß ihr Ausgang nach den

großen Vorbereitungen ein wahrhaft flaglicher zu nennen war. Neuerst scharfe Gefängnisstrafen wurden in Masse verhängt. Auf Schritt und Tritt begegnete man Gefangenentransporten.

Der angerichtete Schaden betrug viele Millionen, wozu noch der Ausfall durch die Betriebsstörungen kam. Über das Resultat der umfangreichen Untersuchungen bewahrte man strenges Schweigen; — die russischen Blätter schimpften wacker auf die Polen und erwiesen Deutschland viel Ehre. Selbstverständlich wurde dies alles Grund zu umfassenden Erörterungen im Reichstage, und die frühere Milde gegen die armen Polen schlug jetzt in das Gegenteil um. Als ein Vertreter der Partei der Polenfreunde jetzt noch gute Worte für seine Schützlinge einlegen wollte, gingen seine eigenen Parteigenossen, mit denen er sich wohl nicht genügend geeinigt hatte, gegen ihn vor, sich geschickt der veränderten Strömung anpassend.

Mit einem Zaubertrank verschwanden die polnischen Firmenschilder und die Inschriften in gleicher Sprache. Wenigstens . . . in vielen Straßen. Es blieben immer noch genug übrig. Zwar gingen viele Scharen der Ausländer nach Ost und West, aber . . . die Bergwerke mußten doch Arbeiter haben, haben, und die Deutschen waren so unbequem. Nach und nach verloren die strengsten Polizeiverordnungen und Versammlungsgesetze ihre Schärfe, langsam ging die Uhrkettenindustrie wieder in die Höhe, und als noch eine kleine Reihe von Jahren verflossen war, beschwerte sich wieder jemand schüchtern und dann energischer im Reichstage, daß man den Polen wieder „Land und Glauben“ nehme und warnte die Regierung im Hinweis auf die Ereignisse des Jahres 1913, die Sache auf die Spitze zu treiben . . .

#### 10.

#### Ein Todessprung.

Wer jemals Gelegenheit hatte, ein Römerlager zu sehen, etwa die Saalburg, oder die westfälischen Lager von Haltern

und Oberahden, wird sich erinnern, daß der Grundriß solcher Anlagen ein Viereck mit abgerundeten Ecken war. Die gleiche Form hatte auch das Plateau der Trajansschanzen, und die Fabrik hatte sich diesem Grundrisse anbequemen müssen.

Etwa dort, wo das Prätorium des Lagers gestanden, hatte die Gießerei mit ihren Nebengebäuden Platz gefunden; an der einen Schmalseite standen die Magazine und Packgebäude, an der anderen die Arbeiter- und Werkmeisterwohnungen. Vom Bahnhofe Barbosch ging ein Zweiggleise hierher, dessen Endpunkt sich am Fuße der Schanze befand; zum Hinabbefördern der Kisten diente eine schiefe Ebene und eine kleine Drahtseilbahn.

Der Werkmeister Nord ging, gefolgt von seinem großen Hunde, auf einem der alten Wälle an der Südseite der Schanzen auf und ab. Er schaute in das grüne Tal hinab und betrachtete die schwarze Linie, welche das Gleise der Zweigbahn durch die Wiesen zog. Die Bahn überschritt etwa drei Kilometer vom Bahnhofe Barbosch eine kleine, aus Eisen errichtete Brücke, die über einen Bach führte. Nord sah, wie sich mehrere Personen auf der Brücke zu schaffen machten und konnte sich nicht erklären, was sie da trieben.

„Hole mir einmal meinen feldstecher“, rief er einem halbwüchsigen Jungen zu, der sich beeilte, dem Auftrage nachzukommen. Man hatte es oft genug erlebt, daß Beschädigungen der Bahn und der Telephonleitungen, selbst Schüsse und Steinwürfe auf den fahrenden Güterzug erfolgt waren. Möglicherweise lag hier etwas Ähnliches vor.

Da brachte der Junge das Doppelglas. Der Werkmeister stellte es ein und sah nun, daß sich zwei Leute auf den Boden der Brücke niederbeugten und dort herumarbeiteten, während zwei andere als Zuschauer dabei standen; doch konnte er immer noch nicht sehen, was da eigentlich vor sich ging.

Damit richtete er aufs Neue sein Glas auf die Rumänen. Zu seinem Erstaunen fingen diese nun an, in der Richtung auf Barbosch davonzurennen. Mit größter Eile ließen sie den Bahndamm eine Strecke hinab und sprangen dann herunter, sich zwischen alten Wällen verlierend.

„Was mögen die nur haben?“ dachte der Werkmeister. „Sicher ist jemand aufgetaucht, der sie verschucht hat. Na, da wird mir nichts anderes übrig bleiben, als jemand hinzuschicken, der die Brücke mal revidiert“, sagte der Alte und wollte seine Meinung in die Tat umsetzen, als auf einmal auf der Brücke ein heller Schein auflohte und eine mächtige, weiße Wolke aufstieg, die sich immer höher hob und schließlich verflatterte. Zugleich dröhnte ein lauter Krach herüber, den die Berge und Wälle auf der anderen Seite mehrfach als rollendes Echo wiederholten.

Mehrere Arbeiter, durch den Knall aufmerksam gemacht, kamen heran. Der Werkmeister traf sofort seine Maßnahmen. „Leute, ein paar nichtsnutzige Faulenzer haben versucht, die Brücke mit Pulver zu sprengen, aber zum Glück wenig oder nichts ausgerichtet. Nun gehen zehn von Euch auf die Suche nach den Kerlen. Wir werden sie wohl schwerlich bekommen, müssen es aber trotzdem versuchen. Ihr geht nach Barbosch und beschwert Euch darüber. Zehn andere gehen zur Brücke und sehen zu, ob und was dort beschädigt ist, während fünf Mann Herrn Baumann suchen und benachrichtigen. Ich gehe ans Telephon. Und nun los.“

Ärgerlich über den verdorbenen Sonntagnachmittag entfernten sich die Leute, während sich der Werkmeister zum Konter begab. Dreimal, viermal schellte er aufs Neue, aber nichts regte sich. Wütend ließ er die Kurbel fahren und rief: „Da hat diese Gesellschaft auch noch die Drähte abgeschnitten, denn die kleine Explosion hat sie nicht beschädigt. Die Drähte sind in ein Rohr unter der Brücke eingebaut und so gut wie unverletzlich. Nein, sie müssen vorher irgendwo direkt ab-

geschnitten sein. Ich will selbst zusehen!" Damit ergriff er Hut und Mantel und machte sich auf den Weg.

Die Arbeiter, welche sich auf die Suche nach Herrn Baumann begeben hatten, trafen auf der Chaussee einen Wagen an, dessen Lenker, ein alter Bauer, anhielt und ihnen winkte, schnell heranzukommen.

„Nicht wahr, Ihr seid Leute von der Fabrik da oben?" fragte der Bauer ohne Vorrede, und als man ihm dieses bestätigte, sagte er: „Ich wollte nämlich zur Fabrik; es ist ein Unglück passiert mit Euerm Herrn Baumann."

Alle bestürmten ihn mit Fragen.

„Euer Herr ist überfallen worden und hat eins auf den Kopf bekommen", erklärte der Bauer. „Aber er ist schon wieder bei Besinnung, und es wird so schlimm nicht sein. Desto schlimmer ist es mit dem, den er bei sich hatte. Der ist erstochen. Dem hilft kein Doktor mehr."

Die Arbeiter drangen förmlich auf den bedächtigen Landmann ein und verlangten alles zu wissen. Er meinte: „Es soll da hinten" — er wies mit dem Finger nach Braila und Bukarest herüber — „gestern ein großes Unglück passiert sein, und schon heute trieb sich allerlei Lumpenvolk herum. Ich passte also genau auf und nahm mir einen Revolver mit. Ein paar hundert Schritte hinter der alten Zigeunerschänke sah ich auf einmal zwei Leute am Boden liegen. Sonst hätte ich geglaubt, es wären Betrunkene und nicht einmal hingesehen, aber heute war ich misstrauisch und machte meine Augen weit auf. Da sah ich, daß einer von den beiden tot und der andere halb betäubt war. Dem Toten konnte ich nicht mehr helfen, aber den anderen lud ich auf und legte ihn auf meinen Wagen. Es ist der junge Herr Baumann."

Vorsichtig blickte man in den Wagen, wo Baumann bleich und mit verbundenem Kopfe auf dem Stroh lag. Ein Arbeiter redete ihn an, und er erwiderte: „Seid unbesorgt! Das ist in ein paar Tagen wieder in Ordnung! Aber wißt Ihr

denn, daß Nord erstochen und seine Schwester jedenfalls verschleppt ist?"

Die Arbeiter erstarren förmlich bei dieser neuen Schreckenskunde und ergingen sich dann in wilden Ausbrüchen der Wut über diese Schändlichkeiten.

„Ich brauche Euch weiter nicht“, sagte Baumann; „geht vor allen Dingen zum alten Nord und bereitet ihn vor.“

In diesem Augenblicke erschien der, von dem die Rede war, auf der Landstraße und kam geradewegs auf den Trupp zu. Die Arbeiter wichen zurück; keiner wollte der Unglücksbote sein. Ein älterer Arbeiter ging ihm entgegen und begann von dem großen Unglück zu erzählen. Schrittweise teilte er dem Alten die Tatsachen mit, soweit er sie wußte.

Die Wirkung der wenigen Worte, welche der Unglücksbote schließlich auf eine direkte Frage Nords hin äußerte, war so furchtbar, daß den Zuschauern die Tränen in die Augen traten und die meisten heimlich den Platz verließen, der Unglücksstätte zueilend. Man schaffte schließlich den alten Mann in den Wagen und fuhr ihn mit Baumann zusammen der Fabrik zu, während eine halbe Stunde später in einem anderen Gefährt der Körper des Erstochenen folgte.

Spät in der Nacht hatten verschiedene Personenzüge eine Menge von Leuten hergebracht, die man lieber gehen als kommen sah. Das waren die ersten Wogen des Aufstandes, die bis in diese Gegend rollten. Man setzte sich in dem kleinen Wartesaal fest und begann zu trinken, singen und Zukunftspläne zu spinnen, bei denen die anwesenden Beamten, welche der Menge gegenüber machtlos waren, ein Gruseln nach dem anderen überkam. Vor allem sei jetzt die beste Gelegenheit, hieß es, wie anno dazumal die Edelhöfe auszurauben und niederzubrennen, dann den Juden ihre zusammengescharerten Reichtümer abzunehmen und das Gleiche den Deutschen zu tun, die allesamt niedergemacht werden müßten. Aus den Gesprächen ging hervor, daß man an einigen Orten schon mit

diesen Weltverbesserungsplänen begonnen hatte, aber nicht den Beifall der Polizei und des Militärs errang, so daß man vorzog, seine weitere Tätigkeit ein wenig aufs Land zu verlegen. Nun sollte es hier gleich losgehen. Unbedingt würden sich alle armen und entreichten Rumänen dem edlen Bestreben, die Reichtümer dieser Welt etwas gleichmäßiger zu verteilen, anschließen, und man auf diese Weise einige genüß- und gewinnreiche Wochen verleben. Da war vor allem diese Fabrik, in der immense Reichtümer aufgehäuft sein mußten, denn der Fabrikherr hatte nicht nur Hunderte von Arbeitern auszulohnen, er mußte auch viele Tausende für seine geschäftlichen Käufe liegen haben; ganz abgesehen von seinem sicherlich in die Millionen gehenden Privatvermögen. Außerdem wollten ja fluge Leute wissen, daß der Deutsche durch geheime Künste nach und nach alle Römerschäze hebe und sie in eisernen Schränken aufspeichere. Etwas Wahres mußte daran sein, denn irgend jemand hatte diese eisernen Schränke selbst gesehen und schilderte begeistert die unerhörten Mengen von Gold und Wertpapieren, die sie bargen. Auf jeden Fall lohnte es sich, hier zuzugreifen.

Die Ankömmlinge hatten sich allmählich des ganzen Stationsgebäudes bemächtigt und versahen sich aus einem Schuppen schon im Voraus mit Brechstangen, Spitzhauen und Arten. Als man bemerkte, daß die Telegraphisten nach den ~~Wachhäuschen~~ um Hilfe desescherten — leider vergeblich — wurden dieselben schleunigst hinauskomplimentiert, und die Apparate mit einigen Hammerschlägen unschädlich gemacht. Ein Beamter, welcher für einlaufende Züge Warnungssignale anbringen wollte, entging nur mit Mühe ernsten Misshandlungen; man riß die roten flaggen und Laternen fort und zertrat sie. Ein Kundiger stellte den Arm der Semaphors auf „freie Fahrt“, und nun konnten die Züge kommen.

Auf dem Führerstande des Güterzuges standen die Brüder Karl und Johann Krüsener. Sie hatten Bukarest passiert und waren über alles informiert, was geschehen war.

Beim Einfahren merkten sie sofort, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Viele Laternen und andere Zeichen fehlten oder befanden sich von ihrer letzten Benutzung her noch an einer anderen Stelle. Sie fuhren jetzt ganz langsam, immer zum Abspringen bereit, hätten sie aber gewußt, daß zu gleicher Zeit ein Dutzend Personen eine größere Sprengung an der Brücke vorbereitete, die unmittelbar vor der Durchfahrt des Zuges ausgeführt werden sollte, so wären sie wohl wieder umgekehrt.

Den Revolver griffgerecht im Gurt, sprang Karl aus dem langsam fahrenden Zuge. Die Lokomotive hatte die Drehscheibe erreicht, welche sie auf ein anderes Geleise beförderte. Man sah auf dem Bahnhofe eine große Menschenmasse, die sicher nicht dahingehörte und bemerkte, daß alle Beamten fehlten. Aus dem Wartesaal eilten allerlei fragwürdige Gestalten auf den Perron, über die Schienen hinweg zum Güterbahnhof.

„Päß auf, Hans, es gibt was“, sagte der Untenstehende. „Die Halunken haben den Bahnhof besetzt. Halte mir die Kerle vom Leibe, während ich so rasch wie möglich drehe. Nur keine Kugeln sparen, das ist hier nicht am Platze!“

Damit eilte er auf eine große Winde zu und begann deren Welle zu drehen. Die stoßweise fauchende, schwarze Lokomotive, die losgekuppelt mitten auf der Drehscheibe stand, bewegte sich langsam nach rechts herüber; das Schienensegment auf der Eisenscheibe begann sich wie ein Uhrzeiger zu drehen.

Hans Krüsener stand auf dem Führerstande und spähte aus. Ein paar fragwürdige, zerlumpte Kerle kamen heran und riefen, mit erhobenen Armen winkend, der Lokomotive ein lautes „Halt!“ zu.

„Was halten! Macht, daß Ihr vom Bahnhofe kommt. Ihr habt uns nichts zu befehlen!“ schrie ihnen der Maschinist entgegen. Er sah, wie sein Bruder eifrig die Winde drehte und mußte auf jeden Fall die Angreifer solange aufhalten, bis die Umdrehung fertig war, und die Lokomotive auf das

Fabrikgeleise laufen konnte. Augenblicklich konnte er natürlich mit seiner Maschine weder vor- noch rückwärts.

„Herunter von den Geleisen! Hier hat keiner etwas zu suchen! Kommt mir nicht zu nahe!“ fuhr der Maschinist fort zu drohen.

Aber die Leute machten sich nicht viel daraus, und ihre Anzahl stärkte ihren Mut. Immer mehr erschienen auf dem Güterbahnhof und machten Miene, auf die Lokomotive loszugehen. Mit Schrecken sah Hans, daß die Maschine kaum die Hälfte ihrer Umdrehung vollendet hatte.

„Fort vom Zuge, oder ich schieße!“ rief er aus.

Als Antwort kamen ein paar Briketts und Eisenstücke aeflogen. Hinten, wo der abgekuppelte Zug bewegungslos stand und es ganz ungefährlich war, ertönte ein Höllenlärm. Man flog in die Wagen, die meistens mit altem Eisen, das eingeschmolzen werden sollte, beladen waren und begann von dort aus die Maschine zu bombardieren. Ganz heran wagte sich noch keiner, denn der Revolver in der Hand des Führers flößte ihnen Respekt ein.

So hoffte Hans schon, daß alles noch glatt und ungefährlich abgehen würde, aber auf einmal rief drüben ein verwegen aussehender Kerl: „Ach was, drauf! Folgt mir! Stürmt die Maschine!“

„Bist Du bald fertig?“ fragte Hans Krüsener seinen Bruder. „Mach um Himmels willen rasch, sonst sind wir beide verloren!“

„Es geht nicht schneller“, ätzte dieser. „Eine Minute dauert es noch. Solange mußt Du die Kerle fernhalten.“

„Ich tue, was ich kann“, sagte Hans und drückte zur Bestätigung seiner Worte die Waffe auf einen der Anstürmenden ab. Er fehlte ihn, traf aber einen anderen, der ein lautes Geheul aussieß.

„Draufgepfeffert, munter“, rief der Bruder von unten herauf. „Ich helfe gleich etwas mit. Noch dreiviertel Minuten, Hans! Es geht gut!“

Aber die Banditen waren kaum noch drei Schritte entfernt und streckten schon ihre Hände nach dem Lokomotivführer aus. Karl schoß in rascher Folge drei Gegner nieder, denn es war kaum möglich, bei dieser Entfernung zu fehlen, — da hatten die anderen auch schon den Fuß auf dem Trittbrett und wollten sich auf den Führerstand schwingen. Noch zweimal feuerte der Deutsche, da hatte er keine Patronen mehr. Er warf die leere Waffe hinter sich und griff zur Schaufel, wuchtige Hiebe fühlend. Aber einer war von hinten her über den Tender eingedrungen und fasste Krüssener an der Kehle. Dieser ließ die Schaufel fallen und wandte sich seinem Gegner zu, während die Genossen das Trittbrett erstiegen. Es war ein gefährlicher Augenblick, und schon glaubte Karl, alles sei verloren, als ihm mehrere rasche Schüsse in die Ohren gellten, er wieder Lust bekam und seine Angreifer niedersürzen sah. Sein Bruder hatte sich, gerade zur rechten Zeit, von der anderen Seite auf die Maschine geschwungen. Ein Niederreißen des langen, blanken Hebels, und der Dampf fuhr sausend in die Zylinder. Die Räder drehten sich, wenige Schüsse noch — ein Bandit erhielt einen wuchtigen Hieb mit dem heißen Schüreisen — ein langer, höhnischer Pfiff, und die Maschine verließ den Bahnhof, ihrer Heimat, der Fabrik zueilend.

„Den Zug müssen wir leider stehen lassen, denn wir haben zum Rangieren keine Zeit“, bemerkte Hans. „Nun aber los.“

Sie hörten noch einige Augenblicke das verhallende Wut- und Rachegegeschrei, wobei das Wort „Brücke“ gebraucht wurde, dann tauchte vor ihnen das freie Feld auf.

„Du, Karl“, sagte der eine Bruder, „eben schrie ein Kerl: „Wartet nur, bis ihr an der Brücke seid.“ Da wird doch wohl alles in Ordnung sein? Durch den Bach und die Sümpfe kommen wir nicht, wir können ja beide nicht schwimmen — abgesehen davon, daß es uns zur ewigen

Schande gereichen würde, die Maschine so kurz vorm Ziele stehen zu lassen.“

„Jedenfalls werde ich sehr genau aufpassen“, sagte Karl und lehnte sich weit seitwärts aus der Lokomotive heraus.

Der kohlenbeschmutzte Tritt an der Außenseite zeigte noch Blutspuren; unten quoll vom regelmäßig fauchenden Zylinder die weiße Wolke empor, und von oben rieselte Feuchtigkeit herab.

„Hans, da stehen wahrhaftig Kerle auf der Brücke . . . Hans, was . . . Bremsen, um Himmelwillen, bremsen!“

Mit erschrecklichem Gekreisch preßten sich die Räder gegen die Schienen; die Maschine erhielt Stoß auf Stoß, bis sie hielt. Der Bruder hatte, den Worten des anderen ohne weiteres folgend, die Bremsvorrichtung in Tätigkeit gesetzt; nun fragte er hastig: „Aber Mensch, was war denn nur? Die Brücke ist doch in Ordnung und die paar Kerle laufen ja schon davon. Die hätten wir schlimmstenfalls niedergefahren. Warum mußte ich denn halten?“

„Weißt du, weshalb die Schüste davonliefen? Ich sah ein Streichholz brennen.“

Vor ihnen flogen unter höllischem Krachen Eisenträger, Steine, Staub und Funken hoch; weißer Rauch hüllte alles ein.

„Ja — was nun? Jetzt sitzen wir wohl fest?“

„Man muß alles versuchen . . . Laufe vorauf, Karl, und sieh zu, wie die Brücke aussieht, ich komme langsam mit der Maschine nach. Laufe was du kannst.“

Da war der rußgeschwärzte Heizer auch schon im Qualm verschwunden, während die Maschine ihre Räder ganz langsam zu drehen begann. Hinten erscholl in nicht allzu weiter Entfernung Triumphgeschrei.

Sein Bruder kam angelaufen und konnte vor Erregung kaum sprechen. „Sie hält noch eben . . . aber . . . jeden Augenblick kann sie einstürzen. Das Wasser wirfst sie in ein paar Minuten um. Zwei Pfeiler halten noch. Wenn auch

nur ein Mann darübergehen will, stürzt sie ein. Sie hält keine fünfzig Kilo Belastung aus . . .“

Das Geschrei der im Laufschritt anrückenden Verfolger war deutlich hörbar. Hans wies mit dem Daumen nach rückwärts. „Sollen wir den ungewaschenen Stromern in die Finger fallen? Nein, eher . . .“

Sein Bruder nickte. „Ich weiß schon. Was bleibt uns anders? Wir riskieren es. Halten wir, so ist uns der Tod sicher; so haben wir wenigstens noch eine Chance. Es ist ja möglich, daß wir bei höchster Geschwindigkeit herüberkommen. Zum Teufel, mag werden was da will, wir fahren los, Hans, und wenns direkt in die Hölle geht! — Nun rückwärts, erst Anlauf nehmen! Gib mal Deinen Revolver her!“

Die Flammen wurden geschürt, daß der weiße Dampf aus allen Ventilen zischte und dem kurzen Schornstein der ruhige, pechschwarze Qualm in dichten Massen entjagte. Ein Hebeldruck des Führers, und die Maschine lief auf einmal mit sausenden Rädern und leuchtenden Zylindern in flottem Tempo rückwärts. Das Geschrei der Verfolger verdoppelte sich; sie mochten dies wohl für einen Fluchtversuch halten. Viele von ihnen, die auf dem bequemen Bahndamme nachgerannt waren, sprangen herunter, als die Maschine, in dichte Dampf- und Rauchwolken gehüllt, angerast kam und mitten durch den nach beiden Seiten auseinanderstrebenden Trupp fuhr.

Karl legte sich stark nach außen, mit der Linken einen Griff erfassend und sich mit dem Leibe gegen die Kette lehnend, welche den Führerstand seitwärts sperrt. Er feuerte alle sechs Schuß gegen die fliehenden, jeden Knall mit einem Kraftwort begleitend.

Als man eine genügende Strecke entfernt war, ging die Maschine wieder vorwärts. Das Manometer zeigte eine sehr hohe Dampfspannung; trotzdem warf Karl rasch noch ein paar Schaufeln Kohlen nach.

Jetzt wirbelten die Räder nur so herum, und als man

wiederum durch die Schar der Strolche brauste, konnte Karl bei der gewaltigen Geschwindigkeit nur die Hälfte seiner Patronen verfeuern. Er steckte die Waffe ein und sagte mit ernster Miene halblaut: „Auch gut! Wer weiß, wozu die drei Kugeln noch zu gebrauchen sind! Arme und Beine zerquetscht oder kochendes Wasser vom Kessel auf den Leib — dann lieber gleich tot, wenn man noch die Kraft hat, abzudrücken.“

Die Maschine durchflog die Strecke, die ihren Anlauf vorstellen sollte, wie ein mutiges, sprungbegieriges Pferd. Der entscheidende Augenblick ließ nicht lange auf sich warten.

Die beiden Brüder wechselten unwillkürlich einen Händedruck, denn zu Worten war keine Zeit; auch wären sie bei dem Gebrause der Lokomotive, das jetzt mit Prasseln und Brechen gemischt begann, unverständlich geblieben.

fünf Sekunden, die das Blut in den Adern erstarren ließen und — man war drüber. Aber kaum hatte das letzte Rad die schaukelnde Brücke verlassen, als sie zusammenstürzte und im auffspitzenden Wasser verschwand.

Die Geschwindigkeit allein hatte die Maschine gerettet. Sie war förmlich von einem zum anderen Ufer gesprungen, und die Brücke hatte eben keine Zeit gehabt, einzustürzen. Denn zum Einsturze gehörten einige Sekunden, und man hatte zum Sprunge knapp eine weniger gebraucht. Nur eine Sekunde mehr, und die Lokomotive lag jetzt unten im Bache. Die Strolche stimnten ein wildes, erbittertes Geheul an, als ihnen ihre so sicher geglaubte Beute im letzten Augenblicke noch entging. Aber damit brachten sie die Maschine nicht zurück. Sie fuhr mit bedeutend ermäßigter Geschwindigkeit bis ans Ziel, das tote Geleise vor der Fabrik, wo man sie mit Jubel und vielen Fragen empfing. Man hatte dem Todessprunge der Lokomotive zugeschaut und sich das Ganze nicht erklären können; jetzt erhielt man die eingehendsten Aufklärungen.

## Der Bandenkrieg.

Während Baumann der aufmerksamen Pflege seiner Haushälterin übergeben wurde, und sich die besten Freunde des alten Werkmeisters nach Kräften bemühten, ihn zu trösten, kamen schon flüchtende Landleute an, die in der Fabrik Schutz suchten. Niemand war über die Absichten der Angreifer im Unklaren, seit die beiden Eisenbahner eingetroffen waren, und man machte, so gut es ging, alle schützenden Vorbereitungen.

Sehr vorteilhaft erwies sich jetzt die burgartige Anlage dieser Schanzen. Die steilen, gut planierten Seitenflächen der Anhöhe und die hohen Seitenwälle boten vor einem Handstreich hinlänglichen Schutz. Dazu kam, daß nur ein Weg emporführte. Er war so angelegt, daß er in seiner ganzen Ausdehnung beschossen werden konnte; die Stürmenden mußten der Festung die rechte — damals schildlose — Seite zuwenden. Nur eine Stelle hätte einem Eindringen Vorschub geleistet: die Gegend der Güterabfertigung. Hier führten mehrere Fußwege und eine Gleitbahn nach aufwärts. Deshalb widmete man dieser Stelle große Aufmerksamkeit, und im Güterschuppen nahm eine Anzahl entschlossener Männer gleich Wohnung.

Alle Fabrikarbeiten mußten natürlich sofort abgebrochen werden. Dagegen setzte man fleißig alle Waffen in stand und musterte die Vorräte an Lebensmitteln. Es war leicht abzusehen, daß die unsicheren Zustände von Dauer sein würden, denn alles Militär, sowie alle Polizeitruppen waren einberufen worden.

Der Stellvertreter des Chefs, ein Herr Horn, leitete das Ganze in dieser Zeit der Bedrängnis. Die meisten Leute besaßen Gewehre und Revolver; größere Feuerwaffen mangelten allerdings. Auch war es mit der Munition schlecht

bestellt, und die Vorräte an Lebensmitteln waren auch nicht besonders groß.

Nun begann eine regelrechte Belagerung. Das Gesindel hatte den Bahnhof Barbosch völlig in seine Gewalt gebracht und machte ihn zu seinem Kastell und dem Mittelpunkte seiner Raubzüge. Die wichtigsten Städte des Landes waren nicht weit, und wohlhabende Dörfer gab es gleichfalls in der Nähe. Zugang kam von allen Seiten. Von den Höhen der Trajanswälle aus konnte man den Bahnhof genau beobachten, der immer von Menschen wimmelte, und von Barbosch aus sah man alles, was in der Fabrik vorging. Beide Punkte hielten sich Tag und Nacht unter steter Beobachtung; gab es auf einer Stelle eine auffällige Bewegung oder eine größere Ansammlung von Menschen, so lief auf dem anderen Platze auch die Besatzung zusammen.

Der Fuß des Hügels wurde immerfort umschwärmt, und alle Augenblicke knallte es. Es war nur gut, daß man oben Wasser in hinreichender Menge hatte. Nachts ließ man alle Hunde los, die niemand herankommen ließen; doch war die Lage im Grunde noch nicht so gefährlich. Kein einziger war bisher verwundet worden. Manche äußerten sogar, daß ihnen diese kleine Kriegsspielerei ungemeines Vergnügen mache und freuten sich, mit der Büchse auf Wache zu gehen; doch andere saßen die Sache auch ernster auf. Denn es war ein neuer Feind erschienen, ein Feind, der nur eine einzige Waffe besitzt, die vor Jahrtausenden so wirksam war, wie sie heute noch ist und die nie veraltet, unbrauchbar oder „unmodern“ wird — der Hunger. Wenn dieser alte Krieger erst beginnt, sich in die Belagerung einer Festung einzumischen, dann hilft auch das beste Schnellfeuergeschütz nichts; er ist unverwundbar. Die geringen Mengen von Brot und Fleisch neigten sich trotz aller Mäßigkeit doch reißend schnell ihrem Ende zu, und auf Ersatz war gar nicht zu hoffen. Die meisten Arbeiter waren verheiratet, und ganze Scharen von Kindern spielten um die Häuschen herum. Die Vorräte schmolzen

immer mehr zusammen, und besorgt schaute mancher in seinen Keller und seine Schränke. Die Suppen wurden immer dünner, und bald gab es in der ganzen Fabrik kein Stückchen Fleisch mehr. Viele suchten in den Gartenanlagen allerlei Blätter und Kräuter zusammen, um daraus ein Gericht zu kochen, und mit größtem Eifer stellte man den wilden Kaninchen und Enten, ja selbst den Sperlingen und Staren nach. Auf die Dauer konnte natürlich eine solche Unterernährung nicht ohne Folgen bleiben, und diese zeigten sich bald.

Der fröhliche Lärm der Kinder, ihre Spiele, ihr Singen und Jubeln war verstummt. Blaß und traurig schllichen sie umher und durchstöberten Gärten, Sträucher und Abhänge, um etwas Genießbares zu entdecken. Zum Plaudern und Scherzen hatten sie keine Zeit mehr, denn der nagende Hunger tat weh. Auch die Frauen kamen nicht mehr zusammen, um sich Neuigkeiten zu erzählen, sondern schllichen still durchs Haus, und wenn sie ihre Kinder ansahen, begannen sie zu seufzen. Die gleiche Stimmung teilte sich den Arbeitern mit und schlug nicht selten in Erbitterung und ohnmächtige Wut um, wenn sie sahen, wie die wohlverproviantierten Belagerer höhnisch Vieh vorübertrieben oder, wie zum Gespött, Brote in den Sereth warfen und treiben ließen, um ihren Überfluß an Lebensmitteln darzutun. Mit aller Gewalt mußten sich die Deutschen zurückhalten, daß sie sich nicht in unvorsichtiger Wut auf die Feinde stürzten. Denn diese wünschten ja nur einen solchen Ausfall und hatten dafür alles vorbereitet. Auch die geistige Spannkraft und der Wille der Belagerten litt. Sie schliefen viel und gebrauchten allerlei Mittel, um die nagende Pein des Hungers zu mildern, die Flinte wurde ihnen zu schwer, und der frische Mut und die Kampfeslust war wie weggewischt.

Was hatten sie zu erwarten? Eine Woche lang dauerte die Belagerung schon, und noch immer war kein Ende abzusehen. Hilfe konnte nur von auswärts kommen, wenn Landsleute, d. h. österreichisches Militär, ins Land kamen und

das Gesindel fortjagte. Aber die Truppen lagen wohl noch vor den Pässen und konnten nicht ins Land, oder die Russen waren ihnen gar in den Rücken gefallen. Wenn man nur Gewißheit hätte! Man hätte gern geduldig gewartet und gehungert bis zur Entkräftung.

Baumann, wußte nicht mehr, was er machen sollte und rief seine Werkmeister zusammen.

Man kam zu keinem Resultat, bis schließlich Horn vorstieg, einmal einen gut überlegten und genau vorbereiteten Ausfall zu machen.

„Aber das wird auch auf unserer Seite Blut kosten“, meinte der alte Nord.

„Die Arbeiter werden einverstanden sein“, wurde geantwortet, und jemand setzte hinzu: „Besser fallen, als verhungern.“

„Ich schlage vor, einfach die Leute abstimmen zu lassen“, meinte ein anderer. Damit war man allgemein einverstanden und ließ, um die Sache abzukürzen, rasch einen Zettel herumtragen, auf den jeder Arbeiter mit „Ja“ oder „Nein“ seine Entscheidung setzte. Alle Arbeiter stimmten für den Ausfall, keiner dagegen.

„Dann, meine Herren“, hieß es, „wollen wir die Angelegenheit einer genauen Besprechung unterziehen. Jede Unklarheit kostet Menschenleben und kann uns alle verderben. Also zunächst: Wohin soll sich der Ausfall richten?“

„Nach Barbosch.“ Das war die allgemeine Ansicht. Dort würde man Lebensmittel und Waffen finden. „Wir greifen nachts an. Es kommt ja oft vor, daß eine Anzahl der Angreifer draußen sind oder der Ort schwach besetzt ist. Über den Zeitpunkt läßt sich natürlich im voraus nichts Genaues bestimmen, doch denke ich, die nächste passende Gelegenheit zu ergreifen, denn wir können nicht lange mehr warten. Wer soll Führer sein?“

Aus Höflichkeit schlug man Herrn Baumann vor, was dieser aber mit Rücksicht auf eine gewisse Schwäche, die von

seiner Verletzung her noch immer zurückgeblieben war, ablehnte. Schließlich entschied man sich für zwei Abteilungen. Die eine sollte Horn führen, während der alte, aber noch jugendkräftige Nord zum Führer der anderen, die besonders für den Kampf vorgesehen war, ernannt wurde. Der Trupp Horn sollte die ersehnten Lebensmittel und Vorräte aufbringen und transportieren.

Nun überlegte man, wie dem Bahnhofe am besten beizukommen sei. Bei der scharfen Überwachung würde es allerdings schwer sein, unbemerkt die Wallburg zu verlassen, und man würde ihnen drüben einen warmen Empfang bereiten.

„Da wußte ich wohl Rat“, sagte einer der Meister. „Hinter dem Güterschuppen geht ein unterirdischer Gang weit ins Feld hinaus.“ Das war nun allen neu, und man beschloß, sich ihn nachher anzusehen.

Weitere Abmachungen konnte man vorläufig noch nicht treffen, weil alles zu ungewiß war. Vor allem mußte man die Posten überfallen und möglichst lautlos vordringen, während man durch Beleuchtung der Fabrik den Anschein erwecken wollte, daß dort eine größere Versammlung sei und so der Aufmerksamkeit der Gegner eine falsche Richtung gab. Man verteilte die Rollen noch eingehender und brach dann auf.

Der Werkmeister, der von einem unterirdischen Gang wissen wollte, führte sein Gefolge in eine abgelegene, mit Geesträuch bewachsene Ecke, wo, wie fast überall, Mauerreste aus den flachen, römischen Ziegeln mit dem Stempel der VIII. Legion auffragten. — „Hier drunter muß ein Keller sein“, bemerkte der Entdecker. Schaufeln und Hacken waren zur Hand, und bald deckte man auch wirklich ein Gewölbe auf. An einer Seite war eine große Steinplatte eingelassen. Sie zeigte ein seltsames Relief: einen Jüngling mit phrygischer Mütze, der auf einem Stiere reitet und, mit der Linken ein Horn erfassend, ihm den Dolch in den Nacken stößt. Außerdem waren noch eine Menge kleinere Figuren eingemeißelt.

„Ein Mithrastempel, wie es viele gibt“, sagte Baumann. „Das mag zu Zeiten sehr interessant sein, aber wir haben jetzt für andere Dinge zu sorgen. Wollen sehen, ob wir den Gang finden und ob er noch passierbar ist.“

Nun, der Gang fand sich und war nur an einigen Stellen verschüttet. Leicht besserte man seine Schäden aus und besetzte die herabgefallenen Steine; früher hatte man solider gebaut als jetzt. Der Gang endigte in einer Vertiefung, die man für einen alten Steinbruch ansprach, während sie wohl ein eingestürztes, unterirdisches Heiligtum darstellte, in der Nähe des Geleises der Zweigbahn, und also sogar unter dem Bache hindurch führte. Wenn man sich bückte, konnte man den ganzen Gang ohne Schwierigkeiten passieren.

Man hatte tagsüber beobachtet, daß viele größere und kleinere Trupps vom Bahnhofe aus nach Norden und Süden abmarschierten. Allzuviel Personen konnten überhaupt nicht mehr in Barbisch sein, und wenn es gelang, sie zu überraschen, standen die Aussichten sehr günstig. Die Arbeiter drängten selbst dazu, und zur Zeit der Dämmerung war alles zum Abmarsch fertig.

Einige starke und geschickte Leute hatten es übernommen, die Posten niederzuwerfen, die gewöhnlich auf dem Bahndamm standen. Unter den Freiwilligen befanden sich auch die Brüder Krüsener. Ganz unauffällig versammelte man sich hinter einigen Gebäuden und wartete auf das Kommando.

Als die Dunkelheit angebrochen war, schlichen sich die Vorposten davon. Man kroch durch den Gang, sich an der rauen Wand entlang tastend, und atmete tief auf, als die kühle Luft vom Ende des Ganges herüberwehte. Draußen war alles still. Man konnte eine Strecke den Damm entlang sehen; die früher so blitzblanken Schienen waren leicht angerostet, und die kleine Brücke fehlte. An ihrer Stelle rauschte der Bach in kleinen Wasserfällen über Schutt, Trümmer und verbogene Eisenträger weg.

Die jungen Arbeiter hatten alte Strümpfe über ihre

Schuhe gezogen, um ja recht geräuschlos vorgehen zu können. Als Waffe führten sie ein etwa anderthalb Fuß langes Stück eines harten Gummischlauches; die anderen, Lärm machenden Waffen steckten in den Hosentaschen. Dazu trug jeder in der Brusttasche sein Messer.

Auf allen Vieren kriechend, glitten sie am Bahndamm entlang. Von Hunger oder Schwäche fühlten sie nichts, auch ihre Niedergeschlagenheit war verflogen. Sie empfanden ein großes Vergnügen an ihrem Abenteuer und hegten hinsichtlich des Ausganges keinerlei Befürchtungen. Bald mußten sie die Posten erreicht haben.

Der Anfang sollte ihnen leicht fallen. Der erste Wachposten, dem das Abendessen und die dazugehörigen Getränke wohl gut gemundet hatten, schritt laut auf und ab und pfiff dazu. Man ließ ihn nach dem Bahnhofe zu seine Strecke abschreiten und schlich ihm nach. Er kam zurück und ging an den Verstecken vorüber, ohne von deren Vorhandensein etwas zu ahnen; da sprangen hinter ihm dunkle Gestalten auf, und als er sich umdrehte, erhielt er mit einem Gummischlauch einen sausenden Hieb über den Kopf, daß er wie ein Sack hinstürzte.

In ähnlicher Weise nahm man die beiden anderen Posten vor. Als die jungen Arbeiter so ihre Aufgabe erledigt hatten, zog einer eine elektrische Blendlaterne hervor, hielt schüttend den Hut dahinter und ließ sie in der Richtung auf die Römerwälle hin einigemale aufflammen.

Nun kamen ganz leise in einzelnen Trupps die Deutschen heran und schickten wieder ihre Späher vor. Diese gelangten ungefährdet bis in den Güterbahnhof und gaben hier, durch die Wagenreihen geschützt, wieder ein Signal. In aller Stille kreiste man nun den Bahnhof ein und nahm sich Zeit, das Feld gründlich abzusuchen. Besonders einige halbwüchsige Jungen erwiesen sich als treffliche Späher; hinter den Stapeln von Schwellen, den stillen Wärterbuden und den

zusammengerafften Kisten und Kästen krochen sie herum, und nichts entging ihren Luchsäugen.

„Alles fertig?“ fragte Horn.

„Ja. Es kann losgehen“, war die Antwort des alten Werkmeisters.

„Na, Leute, — dann los!!“

Wie aus dem Boden stieg die Schar auf, die zum Teil unter den Wagons gelegen hatte; langsam, geschmeidig, mit elastischen Sprüngen wie beutegierige Panther erklimmen sie den Bahnsteig. Die paar lärmenden Strolche waren mit einem Male still und verschwanden, als wenn sie der Boden verschluckt hätte.

Jede Muskel straffte sich, alle atmeten fast schnaubend, und alle Hände umschlossen krampfhaft die Waffen.

„Jetzt, Jungens, los! Nieder mit den Halunken, die uns so lange gepeinigt haben!“

Eine Art sauste in die Tür des Wartesaales, daß ihr Eisen hindurchfuhr; mit dumpfem Krach stürzte die Tür nach innen, und mit donnerndem „Hurra!“ stürzten die Fabriker herein. Die Banditen sprangen auf, aber es war zu spät. All der Grimm, all die verhaltene Wut der letzten Tage entlud sich nun aufs furchtbarste. Man schoß nicht, — das war zu langweilig; — man hob die Kolben und ließ sie niederschlagen, als ob man die Gegner wie Nägel in den Boden treiben wolle. Keiner der Überfallenen hatte Zeit, eine Waffe zu ziehen; vor Schreck erstarrt standen sie mit schlitternden Knieen da und hoben angstvoll die Hände über den Kopf. Aber Pardon wurde nicht gegeben. Man hörte etwa zwei Minuten lang nur das dumpfe Krachen der niedersausenden Kolben, Arme und Eisenstangen; — dann war es aus. Unter den umgeworfenen Tischen floß das Blut in ganzen Wellen der Tür zu.

„So . . . ! Das wäre besorgt“, sagte ein Arbeiter im Brusttöne tiefster Befriedigung. „aber das sind doch hoffentlich nicht alle? Wo sind die anderen?“

„Kommt, Leute, und laßt einige Kerle leben, die uns die Magazine zeigen sollen! Aufhängen können wir sie immer noch.“

Das Messer in der Faust, durchstöberte man alle Räume vom Keller bis zum Boden und schlug alles nieder, was man nur in die Hände bekam. Im oberen Stocke verteidigten sich ein paar Briganten mit ihren Revolvern; man fasste sie an der Kehle und warf sie zum Fenster hinaus. Das Nachwerk wurde in allen Winkeln und Stockwerken mit entsetzlicher Gründlichkeit zu Ende geführt.

Den Bemühungen der Werkmeister gelang es, einen der Strolche lebendig zu fangen. Man fragte ihn, wo Brot und Fleisch sei, und er wies den Weg dazu. Als er unterwegs trotz seines Versprechens sich in einem günstigen Augenblick mit Messerstichen den Weg zur Freiheit zu bahnen suchte, schlug man ihn nieder. Auch anderswo hatte man Eßwaren gefunden, und man lud alles auf kleine Wagen, die früher zum Gütertransport gedient hatten. Als sich die Leute auf dem Bahnsteige wieder versammelten, fehlte auch nicht ein einziger.

„Nun schleunigst abmarschieren“, hieß es.

„Sollen wir den Bahnhof nicht in Brand stecken?“

„Das wäre wohl das richtigste, aber . . . Was ist das? Brennt er schon?“

Ein Feuerschein, der sich immer mehr vergrößerte, beleuchtete den Bahnhof. Irgend ein Flüchtling hatte einen Holzstoß, auf dem mehrere Petroleumfässer lagen, angezündet, und die Flammen schlugen mit jedem Augenblicke höher empor.

„Das ist natürlich ein Zeichen, das die Anderen heranruft. Löschchen können wir nicht. Nun schnell vorwärts!“

Im Eilmarsche ging's durchs Feld, die Wagen mehr tragend wie schiebend. Horn bildete mit etwa zwanzig Mann die Nachhut. Da die Brücke gesprengt war, musste man es wagen, die Lebensmittel durch den Gang zu befördern. Er war einen Meter breit und anderthalben hoch, so daß es keine

zu großen Schwierigkeiten mache. Als man an seinem Eingange ankam, füllte man die Brote in Säcke und schaffte sie hinein. Mancher hätte gern einmal seinen Hunger gestillt, aber keiner tat es. In aller Ordnung vollzog sich das Umladen trotz der Dunkelheit und der großen Hast; in langer Reihe stellten sich die Männer auf und verschwanden im gähnenden Viereck.

Horn lagerte mit seinen Leuten am Rande des Steinbruches hinter den alten Blöcken. Bisher hatte niemand die Zurückziehenden belästigt, und sie auch von Feinden nichts wahrgenommen; jetzt wurde es auf dem Bahnhofe, wo die Flammen des Petroleums immer höher loderten, langsam wieder lebendig. Man hörte lautes Pfeifen und Rufen und sah vor dem roten Scheine Menschen hin und her laufen.

Es dauerte natürlich eine ganze Weile, bis die Träger mit ihren Lasten angelangt waren. Schließlich kamen sie im Gänsemarsch zurück und holten neue Säcke. Horn zeigte ihnen, wie der Bahnhof Barbosch anfing, sich immer mehr zu füllen, und ermahnte sie zur Eile. Während sie packten, kam drüber ein ganzer Trupp, bei der hellen Beleuchtung deutlich sichtbar, an. Endlich setzten sich die Träger wieder in Bewegung. Sie wollten noch dreimal zurückkommen, und man dachte, nach erfolgtem Rückzug den Gang, dessen Vorhandensein nun nicht mehr unentdeckt bleiben konnte, durch eine Sprengung zu verschütten.

Von drüben her fingen einzelne Scharen an vorzurücken; jede von ihnen war der Handvoll, die am Eingange Wache hielt, überlegen. Die Lage erfüllte Horn mit Unruhe.

Wieder kamen die Träger zurück und luden auf. Drüben vereinigten sich gerade die einzelnen Trupps zu einer Schar, die über 60 Köpfe zählte, und man ging geschlossen vor.

„Halten Sie um Himmelswillen die Kerle recht lange auf“, hieß es. „Wir kommen so schnell wie möglich zurück.“

Horn befahl seinen Leuten, wenn er kommandiere, recht

schnell zu feuern und die Feinde durch lautes Schreien über ihre Anzahl zu täuschen. Man hatte Patronen in Menge erbeutet, und viele der Leute besaßen jetzt neue, bessere Gewehre, die ein rasches Schießen zuließen.

Immer näher kam die dunkle Schar, und eine Entdeckung war unvermeidlich. Da gab Horn den Befehl zum Schnellfeuer.

Fast ohne zu zielen feuerten die zwanzig Deutschen los. Ob drüben Feinde fielen oder nicht, konnten sie der Dunkelheit wegen kaum feststellen, sahen auch gar nicht hin, sondern schoben Rahmen auf Rahmen in die immer heißer werdenden Waffen. Der Führer hatte einige Patronenschachteln geöffnet und ihren Inhalt in seine Tasche geschüttet: er feuerte ununterbrochen aus seinem leicht zu ladenden Smith & Wesson-Revolver in die Nacht hinein. Man hätte dem Getöse nach glauben können, daß wenigstens fünfzig Schüsse vorhanden seien.

Aber bald kam von drüben die Antwort, und schon waren auf deutscher Seite zwei Mann gefallen und einige verwundet, als die Träger kamen und mit Schrecken die Lage der Dinge sahen. Auch in ihre Reihen schlugen die Kugeln ein; da sie keine Waffen trugen, um in ihren Bewegungen nicht behindert zu sein, konnten sie nicht helfen. Eiligst fassten sie, was sie tragen konnten, und ihr Führer rief Horn zu: „Wir lassen den Rest liegen. Schließt euch an!“

Das geschah, und Mann für Mann kroch nun in den Gang. Horn als letzter.

„Na, das hätte schlimm kommen können. Jetzt sind wir aber geborgen“, meinte ein Arbeiter. „Warte ab, bis wir oben sind“, war die Antwort.

Horn feuerte aus seinen beiden Revolvern fortgesetzt nach rückwärts. Er sah zwar niemand, wollte aber verhüten, daß Feinde nachkamen. So erreichte man ungefähr die Mitte des Ganges und glaubte sich schon geborgen, als sich ein

durchdringender Geruch nach Rauch und Petroleum verspüren ließ, der dem Kühnsten einen Totenschreck einjagte.

Man drang immer rascher aufwärts, denn der Qualm wurde immer beißender; der nach oben führende Gang mußte, wenn man an seinem Ende ein Feuer entzündete, den Rauch wie ein Schornsteinrohr förmlich auffsaugen.

Der Dampf wurde immer atemberaubender; alles eilte, drängte, hastete. Da fiel wohl irgendwo, zum Glück ziemlich hinten, ein Sack nieder und der Gang versperrte sich.

Was sich nun im Dunkeln zutrug, war so furchtbar, daß es sich nicht schildern läßt. Zwar entstiegen der Öffnung alle Träger, und etwa zehn Mann folgten noch, gurgelnd nach Atem ringend, aber der Rest blieb aus. Horn war mit seinen Leuten, die so tapfer den Rückzug gedeckt hatten, im Qualme erstickt.

Furchtbare Szenen folgten, als die Angehörigen von allem erfuhrten. Frauen warfen sich in rasendem Schmerze zu Boden; Kinder jammerten und schrien nach ihren Vätern. Der alte Nord eilte von einem zum anderen, und versuchte, soweit es möglich war, zu trösten. Er fühlte sich mit den Unglücklichen verwandt und hatte ein Recht dazu, denn auch er hatte an einem Tage seine beiden Kinder verloren.

## 12.

### Des Luftschiffs Ende.

Die schwarze, abgestumpfte Pyramide der Römerschanze, ein ewiges Monument einer großzügigen, arbeitsfreudigen Politik, lag stumm und still da wie ein Grabdenkmal. Von dem Häuflein der Verteidiger auf der umwallten Plattform, die von den hohen Masten und Gerüsten der Lichtmotore überragt wurde und nun wie ausgestorben dalag, bemerkte man nichts.

Die Sonne war langsam emporgestiegen und hatte alle Pracht des Sereth-Tales aufleuchten lassen; am Bach lärmten

Enten, und langhalsige Reiher mit nickenden Federschöpfen stolzierten gravitätisch auf und ab. Der kleine Wasserfall an der eingestürzten Brücke glitzerte und flimmerte; in Busch und Feld ließen sich die Vögel hören, und hoch in den Lüften zogen Falken ihre Kreise, mit klugen, scharfen Augen das Gelände nach Beute absuchend. Wenn der Tag hielt, was der Morgen versprach, so würde heute die Jahreszeit den Menschen alle ihre Reize darbieten.

Aber es gab in dieser Gegend kaum jemand, der von all dieser Pracht und Herrlichkeit etwas sah. Man war mit anderen Dingen beschäftigt. Die einen gaben sich der Trauer hin, und die anderen feierten wild jubelnd ihre Triumphe. Die einen begruben ihre Toten und beklagten sie, die anderen verscharrten ihre Gefallenen und stießen grimmige Rache-schwüre aus. Und flimmerndes Sonnengold flutete über Barbosch und der Trajanschanze.

In langer Reihe öffnete sich oben Grab neben Grab. Särge besaß man nicht, und hatte der Sitte des Orientes folgend die starren Körper in weißes Leinen gehüllt, Grün und Blumen fielen in die schwarzen Tiefen, ehe die Erde nachrollte.

Da trat Baumann hervor und nannte die Toten einzeln beim Namen, jedem einige Worte widmend, die seine so plötzlich abgeschlossene Lebensbahn betrafen. Zum Schluß sprach er ein stilles Gebet . . .

Auf der weltfernen Fabrik hatte man sich nicht viel um religiöse Dinge gekümmert; jetzt aber wurde unter der be-zwingenden Macht des Augenblickes auch der Härteste weich, und die grün umwucherten Kirchhöfe drüben in Deutschland trieben ihnen die Tränen in die Augen, — den Männern mit schwieligen Händen, die noch gestern Axt und Kobsen geschwungen hatten. Und dann erlang aus dem alten niederrändischen Volksliede der Vers, der so oft seit den Zeiten des blutigen Philipp und Alba ertönt war, und von dem die Schlachtfelder Südafrikas erzählen konnten:

„Im Streite zur Seite hat Gott uns gestanden,  
Wir flehen, o stehe uns fernerhin bei,  
Daz̄ deine Gemeinde nicht Opfer der Feinde;  
Du bist ja mit uns, — o Herr, mach uns frei! Herr,  
mach uns frei! — —

Die Gräber verschlossen sich, und still und traurig ging man auf seinen Posten. Heute konnte man sich am Brote sättigen, am teuer erkaufsten Brote. Die Kinder freuten sich und wollten hinaus in die lachende Sonnenlandschaft, aber mit leiser Stimme mahnten die weinenden Mütter sie zur Stille. So lautlos, so still war es auf den alten Schanzen, daß man hätte glauben können, alle hätten den traurigen Ort verlassen und seien in die ferne gezogen.

Ein Tag verging nach dem anderen, still, gleichförmig, ohne eine Änderung der Lage zu bringen. Die Worte, die man sprach, wurden immer knapper, und der harte Ausdruck, den die Gesichter in der letzten Zeit angenommen hatten, verschärfte sich immer mehr. Auch der übermütigste, leichtsinnigste Bursche reiste in der kurzen Zeitspanne zu einer gesetzten, ernsten Auffassung der Begriffe „Leben“ und „Pflicht“ heran.

Die Woche verging. S zwar schmälerte man die Rationen immer mehr, konnte aber dadurch nicht verhindern, daß sie schließlich ein Ende nahmen. Man teilte den Rest in die üblichen Teile, lieferte diese den Empfängern aus, schloß die Tür des leeren Schuppens und legte sein Amt nieder.

Alle Gesichter wurden bleich, wenn man sich nun vergewißtigte, daß die Schrecken des Hungers aufs neue beginnen würden. Und rasch genug traten sie an die Unglücklichen heran. Wieder wurden die Gesichter blasser und blasser, wieder trauerten die Mütter mit ihren hungernden Kindern, und alle Energie der Verteidiger fing an, dumpfer Schwäche, ja gelegentlich stumpfer Gleichgültigkeit gegen die Zukunft zu weichen. Kein Krümchen Brot war mehr zu finden, nichts als kraftlose Pflanzenspeisen, und noch immer keine Hilfe.

Man hoffte noch einige Tage lang in zitternder Erwartung, und dann senkte sich das Furchtbare auf die Verteidiger herab, — die Verzweiflung. Wären jetzt die Banditen eingedrungen, sie hätten Männer, Weiber und Kinder niederschlagen können, ohne daß sich eine Hand geregt hätte. Der Tod schien allen ein Erlöser zu sein.

Da traten die Männer zur letzten Beratung zusammen. Aus den Worten der abgemagerten, hohläugigen Gestalten klang immer und immer wieder eins heraus: die Sehnsucht nach Ruhe, — und sei es die Grabesruhe. Man fasste den schrecklichen Entschluß, Frauen und Kinder nicht lebend in die Hände der Banditen fallen zu lassen; — weiter sprach man sich nicht aus. Gegen Vier wollte man einen Angriff machen, alle Schüsse verfeuern und — fallen. Tot sein, — endlich Ruhe haben.

Mit ernstester Miene kehrte man nach Hause zurück; die Frauen sahen den Männern in die Augen, erblaßten und weinten leise. Nun suchte man alle Patronen zusammen, füllte seine Taschen damit und ölte das Schloß des Gewehres . . .

Auf einmal gellte ein Ruf durch die stillen Straßen der Arbeiterkolonie. Der Ruf wiederholte sich, wurde immer lauter, gellender, auffordernder. Die Leute, die schon mit dem Leben abgeschlossen hatten, traten vor die Türen ihrer Wohnungen und bemerkten, wie die vielen Anderen, die sich schon zusammengescharrt hatten, zum Himmel emporwiesen und nicht müde wurden, immer und immer wieder Rufe des Erstaunens und Entzückens auszustoßen.

Sahen die Unglüdlichen bereits Trugbilder?

Droben in den Wolken schwiebte langsam und majestatisch ein Fahrzeug heran, das die meisten von ihnen nur aus Abbildungen kannten, ein gewaltiges, silberglänzendes Luftschiff, das gerade auf sie zusteuerte.

So muß dem Schiffbrüchigen auf einsamer Klippe zumute sein, wenn sich das rettende Segel zeigt. Und das Luftschiff nahm seinen Kurs schnurgerade auf sie zu. Man hatte

nach Flaggen gerufen und wollte durch Feuer und Rauch auf sich aufmerksam machen, aber jeder sah, daß alle Bemühungen überflüssig waren. Der Besuch galt zweifellos ihnen.

Was war das nur? Eins auf jeden Fall, — die Rettung. Die Männer fielen sich in die Arme; aus den ausgedörrten Kehlen donnerte „Hurra!“ auf „Hurra!“ zu den Wolken empor, und ein unbeschreiblicher Taumel des wildesten Jubels erfüllte alle.

Immer näher kam das Fahrzeug, immer größer wurde es. Man sah, wie sich seine Steuerflächen bewegten und hörte bald die Maschinen arbeiten; wie ein mächtiger Schwan kam es in elegantem, sicherem Fluge heran und schwebte bald darauf über ihnen, während sein Schatten den Boden der Fabrik überglitt.

Immer lauter schwoll der Jubel an und mischte sich in das Knattern und Sausen der Motoren; alles wintete mit den Tüchern, als sich das Fahrzeug langsam auf dem großen, vierseitigen Fabrikhof niederzusenken begann.

Auch die Angreifer hatten den Motorballon gesehen und auf sie war die Wirkung eine entgegengesetzte. Mit lautem Schreien und Fluchen ergriffen sie die Flucht, sich nach dem Bahnhofe zurückziehend. So eilig suchten sie der Nähe des gefürchteten Feindes zu entkommen, daß sie ihre Gewehre von sich warfen und nicht zögerten, sich auf dem Rückzuge in den Bach zu stürzen und ihn in aller Hast zu durchschwimmen.

Nun kam es den Fabrikarbeitern erst zum Bewußtsein, daß sie hinsichtlich des langsam sinkenden Fahrzeuges vor einem Rätsel standen. Sie sahen zwar in der Gondel Männer stehen, aber diese Leute trugen keine Uniformen, wie sie erwartet hatten; die große 13 auf dem Tragekörper verstanden sie erst recht nicht.

Ein jüngerer Mann, der im Luftschiffe das Kommando führte, ließ durch einen Hebedruck vom Rande der Gondeln eine Anzahl starker Stricke herabrollen.

„Auflassen!“ kommandierte er, und eifrig griffen die

Arbeiter zu. So zogen sie das Fahrzeug langsam herunter, bis es auf dem Boden stand, und befestigten die haltenden Seile. Jetzt stand der Koloß still da, die Gebäude überragend.

Erneuter Jubel erhob sich, als die Insassen der Gondel ausstiegen. Von allen Seiten streckten sich den Unbekannten abgemagerte Hände entgegen.

Baumann erstaunte nicht wenig, als der Unbekannte nach ihm fragte. Er trat aus der Menge heraus, schritt auf den Luftschiffer zu und rief, ihn erkennend, aus: „Was seh' ich? Sie sind es, Sie? Herr Hallenberg? Wie kommen Sie denn hierher? Ist das Ihr eigenes Fahrzeug?“

Da sagte ein glattrasierter Mann mit grauer Mütze, der neben dem Begrüßten stand: „Das Luftschiff gehört einer Gesellschaft mit sehr beschränkter Haftpflicht, die wir alle zu binden die Ehre haben.“

Der Fabrikant blickte von einem zum andern, ohne zu verstehen. Da fasste ihn Hallenberg am Arme und sagte: „Bitte, Herr Baumann, ich möchte Sie gern allein sprechen. Lassen Sie vor allem auch den Werkmeister Nord rufen. Ich habe Ihnen viel zu sagen und möchte an Sie ein paar Fragen richten.“

Zu Webster gewandt, setzte er hinzu: „Wir haben also richtig geahnt. Verteilen Sie rasch die Konserven; — Wachen auf die Ausichtspunkte!“

„Was soll nun aus dem Luftschiffe werden?“ fragte der Engländer.

„Lassen Sie es ruhig an seinem Platze. Ich komme schnell zurück.“ Damit ging er.

Der Engländer begann nun, alle Lebensmittel auszuteilen. Viele Fragen wurden an ihn gerichtet; er sagte nur, daß Militär anrücke und morgen früh hier sein werde. Etwas anderes schien seine Gedanken vollständig in Anspruch zu nehmen. Er ging in der Gondel auf und ab, hier und da wie liebkosend seine Hand auf das Metall legend. Als Hallenberg nach einer Weile zurückkam, fand er ihn hinter dem vor-

deren Motor sitzen; die Leute hatten sich unter die Arbeiter gemischt und waren ihrer Einladung gefolgt. Der Platz war leer, denn alles wollte die Insassen des Luftschiffes erzählen hören.

„Sind Sie noch immer hier?“ fragte Hallenberg. „Wir brauchen vorläufig das Fahrzeug nicht; kommen Sie doch herunter und lassen Sie es stehen!“

Webster schien wieder von seinen trüben Stimmungen besessen zu sein. Er sagte: „Ehe ich die Gondel verlasse, in die ich in Sewastopol gestiegen bin, möchte ich wissen, was mit dem Luftschiffe geschehen soll.“

„Darüber bin ich auch noch nicht ganz im Klaren“, sagte Hallenberg. „Es wird gut sein, schnell einen Entschluß zu fassen. Das einfachste ist, es stehen zu lassen, wie es steht. Morgen kommt das Militär und nimmt es in Besitz.“

„Und dann wird es an Russland zurückgegeben, nicht wahr?“

„Ja, das wird es wohl . . . Wissen Sie einen anderen Vorschlag?“

„Freund, die Russen bekommen es nicht wieder. Mit Ehren hat es gekämpft, mag es mit Ehren untergehen. Das einfachste ist, es zu zerstören.“

Hallenbergs schwieg eine Weile. Endlich sagte er: „Es schmerzt mich, daß das schöne Fahrzeug vernichtet werden soll, aber wie man ein erbeutetes Schiff nicht wieder ausliefert, sondern eher in Brand steckt, so . . .“

„Sind Sie damit einverstanden, wenn ich es vernichte?“ fiel Webster ein.

„Warten Sie doch ab. Erst müssen wir doch einig sein, wie . . .“

„Ach was, wir sind einig. Einverstanden?“

Gesetzt den Fall; — wenn es einmal einer tun muß und Sie es gerne wollen, habe ich nichts dagegen.“

„Das war ein gutes Wort, — Ihre Hand, Mr. Hallenberg!“

Hallenberg war etwas verwundert, aber er kannte die vielen Sonderbarkeiten seines Kameraden. Er reichte ihm die Hand, die der Engländer lange und kräftig drückte. Dann sagte er: „Ich wollte Sie einladen, mit zum Fabrikanten zu kommen. Ich will Ihnen auch einen alten Mann vorstellen, der Ihnen sehr gefallen wird.“

„Muß das gleich sein?“

„Aber wie Sie heute fragen; — Sie haben wohl wieder Stimmungen?“

„Warten Sie noch etwas; wir werden alle bald auf einem Punkte zusammentreffen. — Wissen Sie, worüber ich nachdenke? Über den Weisheitspruch eines alten Zoologie-Professors der Universität Münster, den ich Ihnen zum angelegentlichen Nachdenken empfehle. Es liegt ungeheuer viel darin, und ich habe ihn noch nicht vollständig begriffen; sobald ich über seine letzte Unklarheit hinweg bin, sehen wir uns wieder.“

„Und wie heißt der Spruch?“ fragte Hallenberg neugierig.

„Merken Sie auf: Der Mensch ist ein Tier, das zu seinem Unglücke Verstand bekommen hat!“

Der Deutsche wußte nicht, ob er lachen oder den Kopf schütteln sollte. Er winkte noch einmal zurück und sagte: „Auf bald also!“

„Na, Sie werden doch noch Zeit haben“, sagte Webster etwas unverständlich.

Hallenberg traf nicht nur den Fabrikanten und Nord, sondern auch seine Leute, die man zusammengerufen hatte. Er entschuldigte seinen Freund, und Baumann meinte: „Es wird die höchste Zeit, zu beraten, was weiter geschehen soll. Wenn in den nächsten Stunden schon Militär anrücken kann, müssen Sie auch Ihre Maßregeln treffen.“

„Ich habe mich schon in einem Schreiben an die österreichische Regierung gewandt und an verschiedene Behörden telegraphiert.“

„Gut; aber bis die Antworten eintreffen, kann viel geschehen sein. An Ihrer Stelle würde ich mich etwas zurückziehen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Statten Sie Ihre Leute mit Geld aus und entlassen Sie sie. Meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung. Gestaltet sich alles gut, so können sie ja immer zurückkehren, nach Russland natürlich nicht.

Der Deutsche nickte, und der Fabrikant fuhr fort: „Deshalb lassen Sie sich von jedem eine Adresse angeben, durch die ihn Briefe erreichen. Sie allerdings müssen hier abwarten, welches Urteil Ihnen die Regierungen sprechen werden. Ich werde Ihnen ein verstecktes Dorf zeigen lassen, wo Sie wohnen können und habe mit meinem Worte dafür, daß Sie alle Briefe in größter Eile bekommen. Meiner Hilfe können Sie gewiß sein, — wenn ein Mann wie Sie überhaupt fremde Hilfe nötig hat.“

Hallenberg wollte danken, als ein Werkmeister hastig in die Tür kam.

„Entschuldigen die Herren, aber geht das Luftschiff denn schon wieder fort?“

Hallenberg fragte überrascht: „Wie? Was ist mit dem Luftschiff? Wir sind doch noch alle hier!“

„Ja — aber es fliegt weg!“

Alle Anwesenden fragten den Meister gleichzeitig; er rief: „Der fremde Herr hat eben die Steuer angebunden, ein Lied dabei gepfiffen, von ein paar Leuten, die er ganz kräftig herankommandierte, die Täue lösen lassen, und — da geht er hin!“

Im nächsten Augenblicke war niemand mehr im Zimmer. Hoch oben, kaum einige hundert Meter entfernt, schwabte der gewaltige Motorballon. In den Gondeln war nur eine einzige Person, der tolle Engländer.

„Webster, Mensch!“ schrie Hallenberg, „was machen Sie denn?“

Der andere mochte ihn wohl gehört haben, schwenkte grüßend seine Sportmütze und ließ den Ballon sausend in die

Höhe schnellen, daß er immer kleiner und kleiner wurde.

Alles starre dem Enteilenden nach. Jetzt setzten sich auch die Motore in Bewegung, und pfeilschnell schoß er davon, auf Barbosch zu.

„Aber um Himmelwillen, was will denn Ihr freund?“ stieß Baumann hervor.

„Ich verstehe ihn auch nicht. Und doch . . .“ Hallenberg schwieg. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf.

„L. 13“ glitt pfeilschnell auf den Bahnhof Barbosch zu und stieg über ihm so hoch, daß es nur wie ein Punkt aussah. Man sah, wie die Banditen nach allen Seiten davonrannten. Dann auf einmal senkte sich das Luftschiff; es senkte sich nicht, es fiel. Anfangs mit der Geschwindigkeit eines Steines, dann schneller und immer schneller. Allen Zuschauern stockte der Atem. Wie ein ungeheurer, in der Sonne funkelnnder Komet raste „L. 13“ in die Tiefe.

Da schrie Hallenberg mit aller Kraft auf: „Niederwerfen!!“

Einige Leute folgten seinem Beispiel und warfen sich zu Boden; wer noch stand, wurde im nächsten Augenblicke niedergeworfen. Denn gleich darauf erfolgte ein Krach, daß keine Scheibe in der Fabrik heil und kein Dachziegel am Platze blieb, daß in dem 18 Kilometer entfernten Braila die Spiegelscheiben zerbarsten. Eine ungeheure Wolke, über eine halbe Stunde lang die Sonne verfinsternd, hüllte die ganze Gegend am Sereth ein . . .

Etwa anderthalb Wochen später saß in einem kleinen Dörfchen südlich von Braila ein ernster, schweigender Mann in einem kleinen Stübchen. Seine ganze Beschäftigung hatte darin bestanden, auf die Postsachen zu warten, die heute endlich eingetroffen waren. Wer den schweigenden, fast traurig ausschauenden Mann so stumm dasitzen sah, wie er, eine graue Reisemüze auf dem Kopfe und eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, zum Zeitvertreib durch die elenden Dorfstraßen schlenderte, ohne jemanden anzureden, ohne jeden

Freund oder Bekannten, der hätte nicht geglaubt, daß von diesem Manne zurzeit ganz Europa spräche, und jeder Zeitungsleser seinen Namen nenne — mit Bewunderung oder mit Kopfschütteln.

Bescheiden und einfach hatte er die Tage des Martens verlebt, bis an einem Nachmittage ein Arbeiter eintrat, sehr höflich grüßte und einige ihm aufgetragene Erfundigungen einzog. Er gab ein Paket Briefe heraus, welche der Einsame nach seinem Fortgange in größter Eile öffnete.

Er las und las. Immer tiefere Schwermut prägte sich auf seinem Gesichte aus. Brief auf Brief legte er eröffnet nieder, stützte dann, als er den letzten gelesen hatte, den Kopf in beide Hände und tat einen tiefen, schweren Atemzug. — Sein Urteil war gesprochen.

Ein vertraulicher Brief teilte ihm mit, daß Russland seine Auslieferung beantragt habe und zurzeit hierüber Verhandlungen schwelten. Das hieß durch die Blume: Freund, weil du es bist, will ich dir einen Wink geben — verschwinde schleunigst, ehe es zu spät ist!

Daneben lag ein gelbes Kuvert mit einem aufgeklebten Amtssiegel. Es sollte wohl der obigen Warnung einen gewissen Nachdruck geben und war im Grunde nicht schlimm, sondern vorsorglich gemeint. Der pp. Hallenberg wurde aufgefordert, das österreichische Staatsgebiet — zu dem jetzt Rumänien rechnete — binnen dreimal 24 Stunden nach Einhändigung zu verlassen. Er war — ausgewiesen.

Hallenberg ließ sich am Tische nieder, um einen Plan für die Zukunft zu fassen. Nachdenklich ließ er die Ereignisse der letzten Tage an seinem Geiste vorüberziehen. Der Krieg war also zu Ende. Rumänien, das in Überschätzung seiner Kräfte den Kampf mit Österreich aufgenommen hatte, lag am Boden; seine Truppen im Norden waren geschlagen, seine Schiffe vernichtet, und durch die Pässe und das gesprengte Eiserne Tor drangen die feindlichen Truppen ins Land, alles niederschlagend. Die Räuberbanden, die das Land erfüllten und mit

denen die Leute der Baumannschen Fabrik auf Tod und Leben kämpfen mußten, lösten sich in wilder Flucht auf und verschwanden. Zugleich erfolgte von Wien aus die Erklärung, daß das nunmehr durch Waffengewalt eroberte und besetzte Rumänien für alle Zeiten Österreich einverleibt sei.

Alle Hoffnungen, welche die Rumänen auf die russische Hilfe gesetzt hatten, scheiterten kläglich. Die Mächte, die in der Balkanfrage maßgebend waren, hatten bemerkt, daß der russische Bär heimlich seine Tatze vorstrecken wollte, und legten die Hände an den Säbelgriff; da zog sich Russland grollend zurück. Es hatte im Krimkriege, als die Mächte seine Heere zerschmetterten und seine stolze Seefeste bombardierten, zu bittere Erfahrungen gemacht. Und als nun gar Rumänien so plötzlich und unerwartet geschlagen wurde, war für ein Eingreifen Russlands der Zeitpunkt vorbei. Es mußte sich gefallen lassen, völlig von der Balkanhalbinsel abgedrängt zu werden und zusehen, wie nunmehr Österreich dort herrschte und immer weiter in der Aufteilung fortführ.

Alles das würde sich ohne das Eingreifen des „L. 13“ anders oder jedenfalls nicht so rasch vollzogen haben. Es erschien, als im Kampfe gerade ein Stillstand eingetreten war; untätig lagen die Österreicher vor den Pässen und abwartend standen sich die Heere gegenüber; abwartend stand im Hintergrunde Russland, das den Rumänen rasch den Rücken kehrte, als sie geschlagen wurden. Da sprengte das unheimlich heransausende Luftschiff plötzlich die wichtigsten Forts, zerstörte die Flotte und jagte durch sein Erscheinen die Truppen in die Flucht. Die Österreicher nutzten dies alles rasch aus und waren im Handumdrehen die Herren des Landes. Die Banditen im Innern wurden verjagt, die belagerten Deutschen befreit, und das Luftschiff schloß seinen Siegesflug mit stolzer, freiwilliger Selbstauftopferung. — Daz nun die erzürnten Russen die Auslieferung des Technikers verlangten, der ihnen ihr Fahrzeug entführte und verwegen ihre kühnsten Pläne durchkreuzte, war ihnen nicht zu verdenken; ebenso, daß die Öster-

reicher den Mann, den sie nicht öffentlich schützen durften, in aller Stille entfliehen ließen und ihm, um den Schein zu wahren, einen Ausweisungsbefehl zusandten.

Und was nun? — Es war das Lebensziel Hallenbergs gewesen, sich nach Jahren harter Arbeit ein behagliches Heim zu gründen. Jetzt war alles grausam zerstört. Was blieb ihm noch? für wen sollte er jetzt arbeiten, für wen schaffen, grübeln und studieren? für den eigenen Nutzen? für das jämmerliche bisschen Essen und Trinken, für Wohnung und Kleidung? Und das sollte ein Lebensinhalt sein? Nein! Das war Knechtsarbeit!

Die Arbeit war sein Alles gewesen, nicht die Lohnarbeit, sondern das Schaffen, hinter dem er ein ideales Ziel sah. Nun musste er sich auch ein neues Ziel schaffen. Blied ihm auch die Kraft dazu? Die Arbeit seiner Jugend war zwecklos geblieben; nun einen neuen Lebensabschnitt beginnen?

Das Mädchen konnte er ja doch nicht vergessen; immer würde sich ihr Bild beim Zeichnen und Berechnen in seine Gedanken drängen und ihren Flug hemmen. Zum Schaffen einer neuen Zukunft gehört ein frisch-fröhlicher Lebensmut, Lebenslust, Lebensverlangen! Ihm mangelte jetzt alles. Löhnte sich das Leben überhaupt noch?

Eine Sehnsucht überkam ihn, ein brennendes, verzehrendes Verlangen nach der Verschwundenen, wie er es nie gespürt hatte. Das möchte wohl die Reaktion, der Rückschlag nach all den Schrecken und Wirrnissen sein. Er fühlte seine Energie, seine Kaltblütigkeit, auf die er so stolz gewesen war, dahinschwinden vor diesem heißen, glühenden Sehnen. Jetzt erst, da ihm das Mädchen entrissen war, wurde er inne, was er alles mit ihr verlor, wie er, wie sein ganzes Sinnen mit ihr verwachsen war, wie sie einen Teil seines Selbst bedeutet hatte. Nun erst verspürte er, wie heiß er sie geliebt hatte. Es war ihm, als sei sein Leben schon abgeschlossen; vor der Zukunft graute ihm. Seine Jugend hatte er zwischen grauen Schulmauern verbracht, seine besten Jahre in fremdem Dienste

freudlos dahingebracht; immer hatte er fest aufs Ziel geblickt. Alles für sie. Und nun? Ein verfehltes Leben, eine Jugend ohne Sonne, ein Alter ohne Schatten . . . Was war das ganze Leben noch wert? Einen Schuß Pulver? Vielleicht . .

Da klopfte es bescheiden an die Tür, und Hallenberg fuhr auf. Er wischte sich die Stirn und öffnete.

Ein alter, ihm unbekannter Bauer in abgetragener Kleidung stand vor ihm. Mit gepreßter Stimme, in der noch die vorige Erregung ein wenig nachzitterte, fragte ihn der Deutsche nach seinem Begehr.

„Nicht wahr, Ihr seid doch der Mann, von dem so viel gesprochen wird, der das fliegende Haus hatte? Ja? Endlich finden wir Euch. Nicht wahr, Ihr heißt doch richtig Hallenberg?“

„Was wollt Ihr denn? Ihr hättet mich gesucht?“

„Schon so lange. Ich will nichts; da ist jemand anderes, der etwas von Euch will, ein Mädchen . . .“

Und ehe Hallenberg noch Zeit hatte, sich zu verwundern, umschlangen ihn von hinten zwei weiche Arme und preßten ihn, daß ihm fast der Atem verging.

„Rudolf, mein Rudolf!“

„Bin ich von Sinnen? . . . Träume ich? Du, Anna? . . . Nein, das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein . . .!“

„Es kann wohl doch sein“, sagte sie, ihre Lippen auf die seinen pressend. „Rudolf, ich lebe noch . . . und nur für dich, für dich!“

„Du . . . mein Leben, mein Alles, mein Glück! Ich habe dich wieder! — Wie ist denn das nur möglich?“

Sie erzählte, hastig, stockend, unterbrochen von seinen Liebkosungen.

„Nun habe ich die Welt, das Glück, die Zukunft wieder, für alle Zeit. Keiner wird sie mir entreißen. Nun mögen die Stürme brausen und tosen; ich habe dich! Nun mag der Kampf des Lebens beginnen; ich bin gerüstet . . . Komm, gehen wir zu Deinem Vater!“

Mit strahlenden Augen gingen sie Arm in Arm ihres Weges.

meine unvergessene Gnädigkeit!  
Gernach bestimmt habe ich noch ein galapum!

Indra Singh

PAD: 03SZ759

<14+>0413NVC5S5640



GHP : 03 SZ759

P  
03

SZ  
759